Asc.
2681.III

Asc. 2681 m (1
Krummacher

S
<36635074130015
<36635074130015
Bayer. Staatsbibliothek

Festbüchlein.

Eine Schrift für das Volk

von

F. A. Krummacher.

Erstes Bändchen.

Vierte rechtmäßige Auflage.

Essen und Duisburg,

bei G. D. Bädeker. 1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Sonntag.

Eine Schrift für das Volk

von

F. A. Krummacher.

Vierte rechtmäßige Auflage.

Essen und Duisburg,

bei G. D. Bädeker. 1819.

„Der Sabbath ist um des Menschen willen"

Jesus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem lieben

deutschen Vaterlande

weihet

mit dem Gruße des Friedens und der Freude

dieses Festbüchlein

der Verfasser

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Der Zweck dieses Festbüchleins ist, dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen seine Feste einzuflößen, und ihm zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln. Die Feste stellen das höhere Leben des Volkes dar, und sollen es zu diesem leiten und erheben. Auch das Festbüchlein möchte dazu gerne mitwirken. Und da ohne Religion kein höheres Leben, und die Feste eines christlichen Volks nichts anders als religiös seyn können: so sucht das Festbüchlein fromme Empfindungen zu wecken und zu beleben. — Die eigentlich christlichen Feste beziehen sich auf geschichtliche Ereignisse, die uns die heiligen Bücher aufbewah-

ret haben. Diese Ereignisse will das Büchlein in Einfalt erzählen, oder auch besingen. Die Feste sind helle Sonnentage zwischen den trüberen Erdentagen. Jene sollen diese erleuchten und erwärmen. Darum tritt die Natur und das häusliche und gesellschaftliche Leben an den Festtagen in heiterer und veredelter Gestalt hervor. So auch im Festbüchlein.

Und was nun die Form betrifft, so liegt diese am Tage. Es soll kein Lehr- und Lern-Gebäude seyn, sondern ein Festbüchlein; und es heißt: Sechs Tage sollst du arbeiten. So bringt es, was das Fest an die Hand giebt. Doch wünscht es, goldene Aepfel zu reichen, und gäbe sie gern, wie sich gebührt, in silbernen Schaalen. Beides ist schwer, und ein christliches Volk ist ein ehrwürdiges Gemeinwesen. Indeß wolle man bedenken, daß zu dem Feierkleide auch ein einfaches Blümchen wohlstehet und willkommen ist.

Das erste Büchlein handelt vom Sonntage, und soll gleichsam eine Einleitung zu dem Ganzen seyn, und also den Menschen in seiner Würde darstellen. Denn der Mensch ist nicht

um des Sabbaths, sondern der Sabbath um des Menschen willen. — Dem Sonntage sollen die andern Hauptfeste: das Christfest, Neujahrsfest u. s. w. folgen. —

Daß der Sonntag in dem Büchlein auf dem Lande gefeiert wird, hat keinen andern Grund, als weil man hier das Licht, die Luft und das Brod aus erster Hand empfäht. —

Zur dritten Auflage.

Mit herzlicher Dankbarkeit für die gütige Aufnahme des Festbüchleins überreichen wir dem deutschen Vaterlande dessen dritte rechtmäßige, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

Es ist allgemein bekannt, mit welcher edeln Einfalt und Kunst Herr A. Harder sowohl die Lieder des Sonntags als des Christfests in Musik gesetzt hat. In manchen Gegenden des Vaterlandes ertönen dieser Lieder in den Thälern und auf den Höhen. Das schönste Lob, das ihnen zu Theil werden konnte.

Möge dieses Büchlein denn ferner unter Gottes Segen mitwirken, dem deutschen Vaterlande das Heilige zu bewahren.

Bernburg im März 1813.

K.

Die Liebe.

An einem frühen Sonntag-Morgen im Monat Junius giengen Wilhelm und Hannchen, die beiden Kinder eines Landmannes, auf dem geräumigen Hofe umher, der in einem lieblichen Thal die ländliche Wohnung umgab, und vor der Thür mit zwei Linden, ringsumher aber mit vielen schönen Fruchtbäumen bepflanzt war. Es war ein stiller freundlicher Morgen, bewölkt jedoch heiter. Abends vorher hatte ein milder Gewitterregen die Felder erquickt.

Die Kinder freuten sich des frischen Morgenduftes, der sie kühl umwehete, und der Blumen, die schöner und zahlreicher blüheten. In dem Gesträuch am Bach sangen die Nachtigall, auf den Feldern die Lerchen und andere Vögel.

Da sahen die Kinder von ferne den Vater, der auch hinausgegangen war. Und sie liefen zu ihm, und faßten des Vaters Hände und sprachen: Va-

er, wie ist es so schön draußen! — Hannchen aber sagte: Gehn wir auch heute in die Wiese, das Heu umzukehren, und die großen runden Schober zu machen, und dann einzufahren wie gestern? O wie freu ich mich darauf! So sagte das Mädchen und hüpfte vor Freude.

Aber der Vater antwortete: Nein, mein Kind, gestern hatten wir Lust an der Arbeit, heute giebt es andere Freuden. Weißt du denn nicht, daß es Sonntag ist?

Das ist auch wahr! sagte das Mädchen. Aber, Vater, warum ist denn der eine Tag nicht wie der andere? —

Vor Gott, antwortete der Vater, ist der eine Tag so gut wie der andere. Er läßt an dem einen Tage, wie an dem andern seine Sonne scheinen oder regnen, und thut immer seine milde Hand auf und segnet. Bei Ihm ist kein Unterschied in Tagen und Stunden. Er ist die Liebe und unser himmlischer Vater. Wir Menschen aber sind auf der Erde, und sollen himmlisch werden und Liebe lernen.

Als der Vater dieses sagte, sah ihn Wilhelm an. Denn er wußte nicht recht, was der Vater meinte. Hannchen aber hüpfte wieder zwischen den Bäumen und Blumen, und sang: Heute ist es Sonntag!

Da sagte der Vater zu dem Knaben: Nicht wahr, mein lieber Wilhelm, alles was du nöthig hast zu deinem Unterhalt und Leben, empfängst du von mir und der lieben Mutter? Speise und

Trank, Kleidung und Wohnung, das Bette, worin du schläfst, und alles? Denn du hast ja von dir selber nichts. Wir geben dir alles, und das thun wir gerne. Denn du bist unser Kind und wir haben dich lieb. Und, nicht wahr? du nimmst es auch gerne an?

Als der Vater dieses gesagt hatte, faßte der Knabe seine Hand und blickte freundlich hinauf zu dem Vater. Dieser aber lächelte den Knaben an und fragte: Was giebst du uns nun für alles dieses, und wie willst du es uns vergelten?

Da sagte der Knabe: Lieber Vater, ich habe ja nichts; muß ich doch alles von euch empfangen. Wie könnt' ich dir und der lieben Mutter denn das Gute vergelten?

Mein liebes Kind, antwortete der Vater, das verlangen wir auch nicht. Nur das eine wünschen wir, daß du uns wieder lieben mögest, wie wir dich lieben.

O, wie könnte ich denn anders! rief der Knabe. Ich müßte wohl ein recht böses Kind seyn.

Und was ist denn diese Liebe? fragte der Vater.

Da antwortete Wilhelm und sprach: Das kann ich nicht so sagen; aber ich fühle es wohl in meinem Herzen. O, ich möchte euch gern erfreuen, und alles thun, was euch wohlgefallen und Freude machen könnte!

Nicht wahr? sagte der Vater, du erkennest, daß diese Liebe etwas ganz anders ist, als wenn du blos von uns mancherlei empfängst, mit uns issest und trinkst, bei uns wohnest und schläfst — —

Ja, sagte der Knabe, die Liebe ist das Beste.

Ja wohl, sagte der Vater. Die Liebe ist unsichtbar — himmlisch. Lieben wie du geliebt wirst, das gehört zusammen. Und Liebe kann auch nur die Liebe belohnen und vergelten. Liebe heißt der Bund, der Eltern und Kinder verbindet.

Darauf sagte der Vater: Siehe, mein Sohn, so wie du alles Gute von mir und der lieben Mutter empfängst, so haben wir alle einen himmlischen Vater, und alle Menschen sind seine Kinder. — Er ist die Liebe! Und wir sollen ihn wieder lieben lernen. Dazu sind wir auf Erden. — Gestern gab er uns den erquicklichen Regen, heute den schönen Morgen. Alle gute Gabe kömmt von ihm. Auch wir Eltern müssen eher von ihm empfangen, was wir unsern Kindern geben.

Nachdem der Vater dieses geredet hatte, schwieg er still, und sie wandelten mit einander in dem Schatten der Bäume. —

Mensch und Thier.

So kamen sie an das Ende des Hofes und nun blickten sie in das Thal, wo die Kornfelder sich vor ihnen ausbreiteten in ihrer grünen, lebendigen Gestalt. Das Korn war hoch und hatte schon Aeehren gwonnen, und es bewegte sich an den Hü-

geln, wie Meereswellen, von dem leisen Morgenwinde, der darüber wehete. Unten in der Wiese, von Gebüsch umgeben, standen die Heuschober. Ueber alles war ein bläulicher Duft verbreitet, durch die Wiesen zog ein weißer Nebel, und aus der Ferne ragte das Gebirge. Ueberall ertönten die Gesänge der Vögel in der Stille des Morgens.

Als sie lange stillschweigend betrachtet und gehört hatten, sagte der Meier zu seinem Sohn: Nun, Wilhelm, was sagst du zu diesem Sonntagmorgen?

O Vater, sagte der Knabe, es ist doch wunderschön hier!

Das scheinen selbst die Vögel zu empfinden, sagte der Vater. Ihr Gesang ist heller und tönender. — Aber, sage mir Wilhelm, fuhr er fort, wie empfindest du denn das Schöne, und was dünkt dir denn schön?

Alles, sagte der Knabe, was ich sehe und höre; die nahen Kornfelder und Bäume, so wie die fernen Berge. Es ist mir als ob ich über dem allen schwebte. — —

Und du sähest nun ein Ganzes, sagte der Vater, und alles auf das innigste vereinigt — —

Und da denke ich, daß es auf und hinter jenen Bergen auch so schön sey, wie hier, und auch auf den Sternen, und wie groß die Welt ist — —

Und meinst du denn nicht, daß auch die Vögel dieses empfinden? fragte der Vater.

Wilhelm antwortete: Nein! Sie freuen sich wohl der lieblichen Luft, die sie umströmet, so wie ja

auch die Blumen fröhlicher blühn, und die Halmen lieblicher grünen.

Du hast Recht, mein Kind, sagte der Vater. Sie verschönern die Natur, und dafür empfangen sie auch ihr Theilchen Freude von außen, und opfern es auch wieder dem Vater, den sie nicht kennen. Aber das Schöne empfinden, das vermögen sie nicht. Das vermag nur der Mensch, der mit seinem Geiste das Ganze überschaut. Sie können nur genießen, der Mensch aber kann empfinden?

Was denkst du denn, fuhr der Vater fort, wenn du alles dieses siehest und empfindest.

O, Vater, sagte der Knabe, ich denke es müsse ein guter und lieber Gott seyn, der alles dieses so schön gemacht hat.

Siehe, sagte der Vater, so führt dich die Empfindung des Schönen zur Wahrheit, und zwar zur höchsten Wahrheit.

Und nun, wenn du diese nahen Kornfelder, Halmen und Blumen, diese Bäume mit ihren Kirschen, Birnen und Aepfeln, und jene fernen Gebirge — und dann das unzählige Heer der himmlischen Sterne betrachtest — dann erhebt sich deine Seele zu den höchsten Empfindungen der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und der Liebe. Und du nennest nun diesen unsichtbaren Schöpfer und Wohlthäter auch deinen Vater!

Der Knabe schwieg. Da fuhr der Vater fort: Siehe, damit der Mensch sich zu diesem höchsten Gedanken erhebe, dazu wird er auf Erden gebo-

ren und von seinen Eltern gepflegt und erzogen. Das Thier vermag es nicht. Darin besteht die Würde des Menschen.

Hast du wohl jemals, fuhr er fort, ein Lämmchen aufmerksam betrachtet? Siehe, wenn es geboren ist, so sauget es an seiner Mutter und erkennet die Stimme seiner Mutter unter allen Schafen. Aber wenn es der Milch nicht mehr bedarf, so vergißt es die Mutter, und die Mutter erkennet das Lamm auch nicht mehr. Es neiget sein Haupt zur Erde, und suchet nun seine Nahrung. Das ist die Weise des Thieres. — Wenn aber ein Kindlein geboren wird, dann sauget es an der Mutter Brust, gleichwie das Lämmchen. Aber nach einiger Zeit lächelt es seine Mutter an, — das ist der erste Dank, den es ihr darbringt. Und wenn es anfängt zu lallen, so lallt es zuerst den Mutternamen. Dann erkennet das Kind die Mutter und den Vater, und hängt ihnen an mit Liebe und Dankbarkeit. Und in diesem Gefühl der Liebe erstarket nun das Herz des Kindes immer mehr, und dann erhebet es sich zu dem Glauben — —

Der Vater schwieg bei diesem Worte und sah den Knaben an. Und Wilhelm fuhr fort und sprach: Zu dem Glauben, daß im Himmel ein großer lieber Vater wohnet, und daß der Mensch ein Kind sey des himmlischen Vaters.

Hier hast du ein herrliches Wort geredet, sagte der Vater. Dein kindliches Herz hat es dir offenbaret.

Erde und Himmel.

Der Vater schwieg ein Weilchen. Darauf fragte er den Knaben: Was du so eben sagtest, mein lieber Wilhelm, ist das höchste und allerbeste, was der Mensch denken und empfinden kann und soll, und auch das natürlichste. Es ist dem unverdorbenen Menschen eben so natürlich, als daß wir uns jetzt des schönen Morgens freuen.

Denn was könnte natürlicher seyn, als daß ein Kind an seinen Vater denkt? Und was ist dem Herzen näher und erquickender, als das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit? So ist dem Menschen der Gedanke an den himmlischen Vater eben so nahe und natürlich, als dem Kinde der Gedanke an seine Eltern. Es wäre erschrecklich, wenn der Mensch dessen vergessen könnte.

Dann würde er wie ein Thier seyn — sagte Wilhelm.

Schlimmer! antwortete der Vater. Denn das Thier kann ja nicht sich dazu erheben. Sein ganzes Wesen neiget sich von Natur zur Erde hernieder, so wie sein Haupt sich zur Erde neigt.— Aber der Mensch muß sich erniedrigen, bevor er des himmlischen Vaters und seiner hohen Würde vergessen kann. Denn darin besteht seine Würde, daß er göttliches Geschlechts ist.

Siehe, Wilhelm, damit dieses nicht geschehe, soll der Mensch, wenn er die Woche über gearbeitet und sich mit dem Irdischen beschäftiget hat, einen Tag ausruhen und nicht arbeiten. Es soll ihm dann von neuem recht deutlich und anschaulich werden, daß er nicht für die Erde bestimmt ist, die er bearbeitet, sondern einer höhern Welt angehöret.

Damit er in der Woche bei seiner Arbeit es nicht vergesse, soll er an jedem ersten Wochentage von neuem inne werden, daß er ein Kind und Hausgenosse des himmlischen Vaters ist, und daß er als ein göttliches Kind und Ebenbild wandeln und zu dem Himmlischen sich erheben müsse. Der Sonntag rufet wie jener Prophet der alten Welt, den Menschen zu: Hebet eure Augen in die Höhe, und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen.

Siehe, mein Kind, dazu soll die Ruhe des Sonntags bestimmt seyn.

Die Laube.

Nach diesem Gespräch in der frühen Morgenstunde kehrte der Meier mit seinem Söhnchen in das Haus zurück, ihre sonntägige Kleidung anzulegen. Als dieses geschehen war, lud der Meier seine Hausfrau zu einem Gang in den Garten, der neben dem

Meierhofe lag. Die Mutter kam bald mit Hannchen, und Wilhelm gieng auch mit hinaus. Als sie nun in den Garten angekommen waren, freuten sie sich allesamt des stillen heiteren Tages und der vielen schönen Gewächse und Bäume, die in dem Garten standen, und sahen in der Ferne die Kornfelder, wie sie wogeten vom Winde, und den reichlichen Segen verkündeten, — und in der Wiese die runden duftenden Heuhaufen.

Darauf, indem sie in dem Garten auf und abgiengen, pflückte der Vater den Kindern Kirschen von den Bäumen, und zeigte ihnen die jungen Aepfel, wie sie an den Zweigen traubenförmig hiengen und allmählig sich rundeten. Hannchen pflückte unterdeß einige Rosen und Nelken, und band sie zu einem Blumenstraus. Diesen brachte sie der Mutter, welche dem Kinde für das Geschenk herzlich dankte. Zu gleicher Zeit überreichte Wilhelm ihr auf einem großen Blatt die ausgesuchtesten Erdbeeren. Dem dankte sie auch. So waren die Kinder sehr vergnügt samt den Eltern, und sie setzten sich nun in die schattige runde Sommerlaube. Hier saß schon der alte Hausknecht Paul und hatte das jüngste Kindlein auf seinem Schooß. Da lachten die Kinder, daß er so heimlich da saß und auf einem so schönen Plätzchen. Denn sie hatten Paul sehr lieb.

Hannchen aber sagte: O wie ist es so schön, liebe Mutter, daß wir nun alle so beisammen sind!

Ja wohl, antwortete die Mutter, das können wir nicht alle Tage. Da geht Paul und der Vater auf den Acker, und ich muß in Küche und Keller, in

Garten und Ställen herumspringen, und ihr seyd in der Schule, oder bei sonstigem Tagewerk. Aber am Sonntag, da ists anders. Es ist ein lieber freundlicher Tag, er füget die Hausgenossen alle zusammen, so daß sie sich untereinander und die Felder und Gärten gemeinsam beschauen, und sich über einander freuen mögen!

Diese Worte der freundlichen Hausmutter gefielen dem Meier über die maßen, so daß er seinem lieben Ehegemahl die Hand drückte und zu Paul sprach: Paul, laß uns doch auch ein Liedchen anstimmen! Denn Paul verstand vielerlei Weisen und Lieder, weltliche und geistliche, und hatte sie immer in Bereitschaft; so unterweisete er auch die Kinder im Gesange.

Darauf begann er und die Meierin, der Meier und die Kinder stimmten mit ein:

Der Sonntag.

Seht, aus des Himmels goldnem Thor
Tritt unser Feier-Tag hervor!
Der Tag des Herrn! — Sein Angesicht
Umstrahlt der Morgenröthe Licht.

Sey uns gegrüßt, du Tag der Ruh!
Den Müden hauchst du Labung zu,
Das fröhlichstille Dörflein ruht
In deinem Schirm, und ist dir gut.

Willkommen uns im Festgewand!
Die Freude wallt an deiner Hand,
Die Einfalt öffnet dir die Thür
Und schmückt ihr stilles Hüttchen dir.

Wohl heißest du ein Tag des Herrn.
O, wie erquickt' auch Er so gern
Die Müden, gieng so liebevoll
Im Land' umher, that Allen wohl.

Du bist der Sonne Tag und Bild!
Wie sie mit Glanz die Erde füllt,
So strahlt dein holdes Angesicht
Der frommen Einfalt Freud' und Licht.

Ein Bote Gottes bringest du
Der stillen Erde Fried' und Ruh,
Und schwebest auf der Himmelsbahn
Den Brudertagen froh voran!

O hebe du mein sehnend Herz
Zu jener Heimath, himmelwärts!
Einst, durch der Morgenröthe Thor,
Ein Engel, schweb' auch ich empor.

Das klingt ja herrlich in der Laube und am Sonntagmorgen! sagte der Meier.

Ein gutes Liedchen, antwortete die Meierin, klinget ja überall und immer fröhlich und gut. — Vor

allem wenn's einem Sonntag im Herzen und Gemüth ist, setzte der alte Paul hinzu.

Da sagte Hannchen: Ich kann auch ein Liedchen, das hat mich Paul gelehrt! Es ist aber kein Sonntagsliedchen. — — Das thut gar nichts, sagte die Mutter! Jedes gute und fröhliche Liedchen ist ein Sonntags-Liedchen. Denn am Sonntage muß man singen! Da muß alles höher und fröhlicher gestimmt seyn. Und wenn das Wort einen höhern Flug nimmt, und gleichsam Flügel bekommt, dann wird es Gesang. —

Der Vater und Paul lächelten über die Rede der Mutter. Das Mägdlein aber begann zu singen, und Wilhelm und auch die Mutter stimmten mit ein.

Die Laube.

O seht wie rund und fein
Grünt unser Läubelein,
Schattig und kühl!
Wie säuselt ringsumher
Der Lüftchen Spiel!

Und durch die Schatten schlüpft
Der helle Strahl und hüpft
Bald hie bald dort.
Wenn man ihn fangen will,
Dann ist er fort.

Wer webt mit leiser Hand
Die hohe grüne Wand
So kühl und dicht?
Ein Engel thuts geheim
Bei Sternenlicht.

Es kommt in stiller Nacht,
Und wenn der Tag erwacht,
Ists grün und schön.
Wie möcht' ich doch so gern
Den Engel sehn!

Hier sitz' ich still und fromm!
Du lieber Engel komm
Von deinem Stern!
O komm! wie dankte dir
Mein Herz so gern.

Als Hannchen gesungen hatte, stand sie und sah gleichsam verschämt umher. Da lächelte die Mutter und sprach: Der Engel ist immer um dich wenn du wachest und schläfst, und wenn du fromm bleibst, dann wirst du auch einmal sein Antlitz sehen. Der Vater aber nahm das Kind auf seinen Schooß und herzte das Mägdlein und rief: Brav, mein Töchterchen! dein Liedchen ist auch ein Sonntagskind, und hat uns gar sehr gefallen. Der liebe Gott hat vielerlei schöne Sangvögelein. Deren bist du auch eins.

Das Kleine.

Indem der Vater die letzten Worte sagte, reichte er dem alten treuen Paul die Hand. Paul aber sagte: Es bedarf des Dankes nicht, denn es macht mir selber Freude, wenn die Kinder ein Liedchen singen können.

Da antwortete der Meier: Das weiß ich wohl; aber ich fühle auch, daß du unsern Kindlein eine Wohlthat erzeigest. Nicht blos dadurch, daß du sie singen lehrest. Denn der Gesang ist eine Gabe Gottes, das Herz des Menschen zu erfreuen. Und wer den Kindlein den Mund öffnet, der öffnet ihnen auch das Verständniß und Gemüth. Aber davon will ich nicht reden.

Was mich jetzt erfreuet, mein lieber Paul, ist, daß du sie wach und aufmerksam machest auf das Kleine.

Für die Kleinen, sagte Paul, gehöret ja das Kleine.

Ja, sagte der Vater, du liebest die Kinder, und wirst ein Kind mit ihnen. Das ist die rechte Weise. Aber die kindliche Freude hüpfet und gaukelt von einem zum andern, wenn sie sich selbst überlassen bleibt. Nun trittst du hinzu, und befestigest den lieblichen Eindruck und die flüchtige Empfindung, und so erwächset ihnen aus der Freu-

ihres Herzen eine freundliche Blüthe. Das Blümchen und der Halm wird ihnen werth, weil es ihnen Freude und Belehrung darbeut. Die kühle Laube stehet vor ihrer Seele, wie ein Kirchlein, oder auch wie das Bild eines wohlthätigen Minschen, der Andern Freude und Labung reichet.

Auch bringet ja, sagte die Mutter, die Natur alles aus dem Kleinen hervor, aus einem kleinen Kernlein den schattigen Baum, und aus vielen Bächlein den gewaltigen Strom.

Und so bleiben auch die Kinder bei ihrer Einfalt, und es eröffnet sich ihnen von selbst ein weites Feld unschuldiger Freuden, also daß sie daheim ihrer genug finden, und nicht draussen sie suchen.— Wenn ich auf das Feld gehe, so erscheinen mir die Pflanzen als die Gespielen meiner Jugend, und es kehret mir bei ihrem Anblick die Zeit der Unschuld zurück, und keines dünkt mir gering und verächtlich.

Es ist ein schöner Sinn, sagte der Meier, auch das Kleinste nicht gering zu achten. „Die Biene ist das kleinste Vöglein, und bringet doch die süßeste Frucht."

Und wenn uns der Sonntag ein rechter Freudentag werden soll, so muß uns auch das Kleinste theuer und werth werden. Die kleinsten und unscheinbarsten Gaben des himmlischen Vaters sind oftmals die schönsten. Und er giebt einfältiglich, so daß man es nicht merket, und als ob es von selber käme. So ist auch das häusliche Leben am schönsten und freudenreichsten im Klei-

nen und wer im Kleinen nicht dankbar ist, vermag auch nicht im Großen dankbar zu seyn.

Darum ruhen wir auch am Sonntage, daß wir zu dem Großen auch das Kleine mit Muße beschauen und erwägen mögen.

Indem die Alten so redeten, baten die Kinder Paul, noch ein Liedchen zu singen. Da bedachte sich Paul ein wenig, lächelte und sprach: Es muß doch auch zu unserer Predigt und Rede passen. So will ich euch singen, wie die Liebe im Kleinen wirket und beginnet, und einerlei ist im Kleinen und Großen. Darauf sang er folgendes:

Der fromme Hirt.

An eines Bächleins Ufer stand
Ein Bäumchen schlank und kraus.
Hier kohr am weichbemoosten Rand
Ein Hirt sein Plätzchen aus.
Im Blattegesäusel mild und kühl
Umweht' ihn süße Ruh,
Und freundlich nickt' im Wellenspiel
Des Bäumchens Bild ihm zu.

Doch ach! vom Hochgebirge quoll
Des Wassers trübe Fluth,
Und auch im Thale braust' und schwoll
Hochauf des Bächleins Wuth.
Das arme Bäumchen bebte sehr
Und schwankte auf und ab,

Das Bächlein aber wild umher
Dem Bäumchen wühlt' ein Grab.

Und als die Wasserfluth verschwand,
Da kam der Hirt heran,
Und ach! sein armes Bäumchen fand
Und blickt' es traurig an,
Und zog das Bäumchen sanft hinaus,
Und hob es rasch empor.
Da stand das Bäumchen schlank und kraus
Und schattig wie zuvor.

Und horch! vom Bäumchen wundersam
Erscholl ein süß Getön;
Das Bächlein strahlte — sieh, es kam
Ein Jüngling wunderschön.
Er stieg empor aus heller Fluth
Und sprach mit sanftem Ton:
Du warest liebevoll und gut,
Dein Wunsch sey auch dein Lohn!

Nein, rief der fromme Hirt, nicht Dank,
Noch Lohn gebühret mir!
Sieh, unser Nachbar ist so krank,
Für ihn, ach! fleh' ich dir! —
Er soll genesen! sprach darauf
Des Engels holder Mund.
Da kam der Hirt in frohem Lauf;
Der Nachbar war gesund.

Das Gebet.

Indem sie nun so vergnügt in der Laube bei einander saßen, redeten sie auch von dem Gebet. Da fragte Wilhelm: Muß man denn auch am Sonntage besonders beten?

Der Vater antwortete und sprach: Man muß ohne Unterlaß alle Tage beten. Aber am Sonntag hat man doch besonders Anlaß dazu. Da ist man frei von störender Arbeit und irdischem Trachten, und das Herz erhebet sich leichter. Und wenn du nun so alles bedenkst, was in vergangener Woche der himmlische Vater dir Gutes gethan, und schauest so ungehindert um dich her und brauchst dein Haupt nicht zur Erde zu neigen, siehe, da wird es dir näher, zu beten. —

Und, sagte Paul, was die Arbeit für den Leib und die irdischen Bedürfnisse ist, das ist das Gebet für den Geist und die himmlischen Güter. Den irdischen Bedarf erlangen wir durch die Arbeit und diese ist zugleich ein Balsam für unser Blut und die Gesundheit. So ist das Gebet nicht blos das von Gott verordnete Mittel, die geistigen Güter zu erhalten, sondern auch ein Balsam für unsere Seele. Am Sonntage ruhet die Arbeit, damit der Geist sich stärke und desto leichter erhebe. —

Da sprach der Knabe: Aber, Mutter, ich kann noch nicht viel beten. —

Liebes Kind, antwortete die Mutter, es kommt nicht auf die Worte an. Siehe, wenn ich weiß, daß du mit dankbarem und liebevollem Herzen deiner Mutter gedenkest, so ist mir das eben so lieb, als wenn du es mir in Worten aussprichst. Aber der liebe Gott siehet auch und weiß alles, was du in deinem Herzen empfindest. Und wenn du nun mit Liebe seiner gedenkest und mit dankbarem Herzen dich umschauest, so ist das auch ein Gebet.

Ich will dir eine Geschichte erzählen, die ich von meiner Mutter gehört habe. Da drüben in dem Gebirge lebte eine arme Wittwe mit fünf Kindlein, und sie hatte nur ein kleines Gärtchen und ein wenig Ackerland und eine Ziege. Davon lebte sie mit ihren fünf Kindern, und obwohl sie nicht Ueberfluß hatten, so fehlte es ihnen doch nicht an dem Nothdürftigen, und die Kindlein waren frohes Muthes und gesund. — Und eines Morgens, als die Mutter in der Frühe aufstand, um zu schaffen, und die Kinder noch lagen und schliefen, deucht' es ihr wunderbar, daß es ihnen so wohl gieng in ihrer Armuth; als nun die Sonne aufgieng, und die hohen Gipfel des Gebirges erglänzten im Morgenroth, da vermochte die Wittwe ihr Herz nicht länger zu halten. Sie erhob ihre gefalteten Hände gen Himmel, und betete mit Thränen. Aber sie vermochte nicht, auszusprechen,

und ihr ganzes Gebet war nur ein einzig inbrünstiges Wörtlein: Oh! — und weiter nichts. — Und was meinet ihr, sollte das nicht dem lieben Gott so wohl gefallen haben, als viele Worte?

Ach ja, gewißlich! — sagten die Kinder des Landmanns.

Nun, sagte der Vater, wer es kann, und sich so fühlet, der mag auch länger beten, und für sich alles aussprechen, wie ihm das Herz eingiebt. Wenn du größer wirst, Wilhelm, und Gott vor Augen und im Herzen hast, so wirst du schon von selber beten lernen. Denn ein frommes Herz ist einem guten Bäumchen zu vergleichen. Es bringet die Blüthe von selber, und aus der Blüthe die Frucht. Also ist auch das Gebet die Blüthe eines frommen kindlichen Herzens.

Die Betenden.

Darauf sprachen die Kinder zu dem Vater in der Laube: O, lieber Vater, hier hast du noch niemals mit uns gebetet. Bete auch jetzt in der Laube mit uns. Da entblößte der Vater sein Haupt, und betete wie folgt:

Lieber himmlischer Vater, o laß uns deine Güte und Liebe recht zu Herzen nehmen, damit wir dir ähnlich werden an Güte und Liebe.

Dann wird es uns deinen Kindern leicht seyn, deinen Willen mit Freudigkeit zu vollbringen, wie die Engel im Himmel deinen Willen vollbringen. Wie viel Gutes giebst du uns an jedem Tage! Alles was wir haben und genießen, ist deine Gabe, du lieber gütiger Vater. Obwohl wir es nicht verdienen, so thust du uns doch immer wohl, und erweisest uns lauter Liebes und Gutes. O möchten wir doch auch unsere Brüder, alle Menschen so von Herzen lieben, wie du uns liebest und allen wohlthuest. Laß uns mit jedem Tage wachsen in allem was dir wohlgefällt, und hilf uns alles Böse von Herzen meiden. Du liebevoller heiliger Vater im Himmel, erfülle was wir mit kindlichem Herzen von dir bitten. Amen.

Darauf sprach die Mutter mit sanfter Stimme: Habe auch Dank, du guter Vater, daß du uns fromme und gesunde Kinder gegeben hast. Erhalte du sie mit unschuldigen Herzen und mache sie alle recht fromm und gut und laß deine heiligen Engel sie bewahren vor aller Gefahr und allem Bösen. Amen.

O ja, liebe Eltern, riefen gerührt die beiden Kinder — wir wollen gewiß fromm und gut werden!

Da nahm der Vater die Kinder zu sich und herzte sie und sprach: Sehet, liebe Kinder, nun hat der Vater gebetet, und die Mutter hat gebetet, und ihr habt auch gebetet. — Darauf herzte die Mutter die Kinder auch und umarmte sie.

Die Sonntagskleider.

Jetzt giengen sie noch ein Weilchen im Garten umher und beschaueten von neuem die Bäume, Gewächse und Blumen. Die Kinder aber pflückten einen Blumenstraus und schmückten sich damit. Da fragte Hannchen die Mutter: Warum ziehet man am Sonntag seine besten Kleider an? — Und Wilhelm antwortete: Am Sonntage arbeitet man nicht, und verdirbt sich nicht seine Kleider, wie an Werkeltagen. Darum ziehet man dann seine Sonntagskleider an. Nicht wahr, Mutter?

Da sprach die Mutter: Das ist wohl wahr — aber meinest du denn, das wäre alles?

Ja, fuhr Hannchen fort, und dann gehn die Leute in die Kirche; da muß man schön angezogen seyn.

Ja wohl, sagte die Mutter, am Sonntage freuet man sich und ist fröhlich, und da ziehet man sich gerne so an, daß alles ein freundlich und reinliches Ansehen hat. Bei der Arbeit ist man auch wohl fröhlich und guter Dinge, aber am Sonntag ist man doch noch besonders fröhlich. Denn man hat nun wieder die Arbeit einer Woche vollbracht, und freuet sich seiner Werke und des wohlgelungenen Fleißes. Und nach wohl vollbrachter Arbeit läßet sich gut ruhen. Dabei

denkt man denn, was der liebe Gott einem Gutes gethan hat, und noch thun wird. Kurz, der Sonntag ist ein Fest- und Feiertag, und da muß man ja auch Feierkleider anziehen, und äußerlich zeigen, daß man fröhlich und dankbar ist.

Darauf redete Paul in seiner Weise zu den Kindern. Ich vergleiche, sprach er, den Sonntag mit einem Altar, wie ihn die frommen Väter der alten Welt zum Zeichen ihrer Dankbarkeit unter Gottes freiem Himmel zu errichten pflegten. — So wie ein Altar erhöhet ist, so stehet der Sonntag auch höher als die anderen Tage. So wie der Altar zwischen den Werken der Menschen steht, aber nicht um da zu arbeiten, sondern um zu danken, zu beten und zu opfern, so stehet auch der Sonntag zwischen den Werkeltagen. Der Altar erinnert den Wanderer still zu stehen und an den zu denken, dem er geweihet ist — also auch der Sonntag; er vereinet die Menschen zu gleicher Empfindung. Und gleichwie man einen Altar bekränzte mit Blumen, und das Beste darauf darzubringen pflegte zum Zeichen des Danks und der Freude, so sollen auch die Menschen gleich lebendigen Blumen den Sonntag schmücken und Gott die Opfer ihres Herzens gleich einem Wohlgeruch darbringen.

Dann bin ich, sagte Wilhelm, auf seinen blauen Sonntagsrock deutend, ein Veilchen. Und ich eine Nelke, rief das bunt geschmückte Hannchen. Und Mutter eine Lilie! sagte Wilhelm, denn sie war ganz weiß gekleidet. Und Paul

ein blühender Kirschbaum riefen lächelnd die Kinder, und zeigten auf sein schneeweißes Haar. Seine schöne Liedchen, sagte Wilhelm, sind die reifen Kirschen. Und da ist ein Rosenknöspchen, sagte Paul, indem er auf das Kindlein in dem Schooß der Mutter deutete.

So lachten und scherzten die Kinder. Die Mutter aber sagte: So ists recht! Das fröhliche heitere Antlitz geziemet sich am Sonntage und stehet wohl zu den reinen Feierkleidern.

Aber, fragte Hannchen, worüber freut man sich denn eigentlich am Sonntage?

Die Mutter antwortete: Man freuet sich dann vorerst schon, daß man ein Mensch ist und ein menschlich Antlitz hat. — Nur der Mensch kann einen Sonntag feiern und das ist etwas Großes und Schönes. — Möchtest du wohl solch ein Bienchen seyn, Hannchen? sagte die Mutter, indem sie eben vor dem summenden Bienenhause standen.

Nein, antwortete Hannchen, die können nur Honig und Wachs machen, einen Tag wie den andern, und wissen nicht, daß es Sonntag ist, und können nicht reden mit Vater und Mutter.

Und können auch nicht nachdenken, rief Wilhelm und haben keine Vernunft, und wissen nicht was gut und böse, und recht und unrecht ist. Und den Honig machen sie nur so, und wissen nicht, wie?

Sie sammeln, sprach die Mutter, den Honig und Wachs aus den Blumen, aber wer

die Blumen gemacht hat, davon wissen sie nichts, das weiß nur der Mensch. Nicht wahr, Wilhelm?

Ja, antwortete der Knabe, das weiß ich schon, obgleich ich nur ein Knabe bin, und wenig weiß. Der liebe Gott hat alles erschaffen, Himmel und Erde und alles was darinnen ist, und er läßt alles wachsen, und giebt Sonnenschein und Regen, und sorget für Thiere und Pflanzen, und liebet die Menschen, und will, daß sie alle fromm und gut und glückselig werden sollen.

Ja wohl, mein liebes Kind, sagte die Mutter. — Er ist der liebe Vater aller Menschen, der uns alles Gute erzeigen kann und will. Der Mensch allein kann diese herrliche Wahrheit fassen und glauben. Aber woher weißt und glaubest du das denn?

Der Knabe sah die Mutter an und sagte: Wie sollte es denn anders seyn? Ich hab' es ja auch immer so gehört, und es ist ja so begreiflich.

Mein liebes Kind, sagte darauf die Mutter — wohl freilich! Aber es giebt doch viele Menschen, die das nicht so wissen. Betrachte hier einmal diese Bäumchen — sie waren jetzt an die große Baumschule des Vaters gekommen. — Vergleiche einmal diese veredelten Stämme mit jenen rohen unveredelten, die der Vater aus dem Walde hieher gebracht hat. Siehe, jene haben schon liebliche Blüthen getragen, und Aepfel und Birnen angesetzt. Diese aber sind noch rohe und stachelichte Knorren, und bringen

nur saure ungenießbare Schlehen und Holzäpfel. —

Ich weiß wohl, sagte der Knabe, du willst sagen, daß wir von dir, liebe Mutter, und von dem lieben Vater und Paul so gut belehret und unterwiesen werden.

Siehe, fuhr die Mutter fort, es giebt Menschen, die wissen und ahnen wohl auch, daß ein Gott ist — denn das liegt ja dem Menschen so nahe — aber diese Menschen haben keine Freude an diesem Gedanken. Denn einige Menschen glauben, daß Gott zu ferne von den Menschen sey, und zwar wohl ein gewaltiger Herrscher und allmächtig, der strafen und vernichten kann, — aber daß er eben so gütig und liebevoll ist, wissen sie nicht. Er ist ihnen zu ferne. Darum können sie auch nur mit Furcht und Schrecken an Gott denken.

Andere Menschen aber wollten in der Thorheit ihres Herzens den Schöpfer des Himmels und der Erde zu den Menschen herniederziehen, anstatt sich zu Ihm zu erheben. So bekamen sie ein schwaches menschliches Gebilde an Gottes Statt; Gott selber aber blieb ihnen eben so fern und verborgen, wie zuvor. So haben sie auch keine Freude an ihrem Gott.

Wir aber wissen, daß „er nicht ferne von einem jeglichen unter uns ist, und daß wir in ihm leben und weben.“ — Wir wissen, daß er uns ein liebevoller Vater ist, und darum, wenn wir beten, sagen wir auch: Lieber himm-

lischer Vater. Und auch ein Kind kann leicht begreifen, was das heißet, und welch ein frohes und erhebendes Gefühl es ist, daß wir den Herrn des Himmels und der Erde in Wahrheit also nennen dürfen.

Sehet, meine liebe Kinder, wir sind die glücklichsten Menschen, weil wir Christen sind. Jesus Christus ist es einzig und allein, dem wir unser Heil und den Glauben an den himmlischen Vater verdanken. Darum nennen wir ihn auch mit dem schönsten Namen unsern Heiland. Und an jedem Sonntag erneuern wir das Andenken an Ihn — und freuen uns besonders, daß wir Christen sind. Und zum Zeichen der Freude legen wir dann unsere Feierkleider an, und schmücken uns mit Blumen, wenn sie blühen.

Der Kirchgang im Sommer.

Unterdeß kamen allmählig die Landleute über die Heerstraße und auf den kleinen Feldpfädchen, die durch das Korn sich schlängeln, in langen bunten Reihen oder in runden Gruppen vor dem Meierhofe vorbei. Alle sahen recht vergnügt aus, und grüßten freundlich, und man hörte oftmals: Es giebt Gottlob! einen schönen Tag! und an-

dere fröhliche Worte. — Und zu einigen sagte der Meier: Wie, schon so früh bei der Hand? Und die Antwort war: Es ist so schön und lieblich draußen; man kann zwischen den Wänden nicht dauern. Andere sagten: Das Korn steht so herrlich! Es ist eine Pracht und ein rechter Segen Gottes. Man sieht sich nicht satt daran und gehet recht lustig zur Kirche. — Da sprach der Meier zu seinem Weibe: Es ist doch eine Lust, die Leute so zur Kirche wandeln zu sehen — zu dem Gotteshause. Ja fürwahr, man mag es wohl so nennen. Denn es versammeln sich alle dort, als die Kinder eines gemeinsamen Vaters — alle als Brüder und Schwestern!

Indem er noch so redete, erscholl ein lieblicher vierstimmiger Gesang aus den Kornfeldern. Als es wieder schwieg, da sagte der Meier: Was sind denn das für Lerchen und Nachtigallen? Nun fürwahr, man reichet in solcher Jahrszeit und solchem Segen nicht mit der Rede aus. Es muß Gesang dabei seyn! — Gewiß, sagte die Meierin, hat der Meister die vergangene Woche wieder ein neues Lied eingelehrt! Aber siehe! es war der Meister selbst, der in der Frühe mit einigen seiner Lehrlinge aufs Feld gegangen war und nun heimkehrte. Der Meier bat, noch einmal das Lied zu hören. Da stellten sie sich und sangen das

Sonntagslied im Sommer.

Der Sonntag ist da!
Er kommt uns gesendet vom Himmel!
Drum schweigt das Getümmel
Der irdischen Müh!
Er steht an den Wegen
Und preiset den Segen,
Den Gott uns verlieh. —

Der Sonntag ist da!
Er ruft uns ins Aehrengefilde,
Die freundliche Milde
Des Vaters zu sehn.
Wie glänzt in der Stille
Des Tages die Fülle
Der Saaten so schön!

Der Sonntag ist da!
Die Kette des Pfluges nicht klirret,
Die Peitsche nicht schwirret,
Es knarret kein Rad.
Wir stehen und hören
Das Rauschen der Aehren
In wogender Saat.

Der Sonntag ist da!
Wir streuten in Hoffnung den Saamen!
Der Vater sprach „Amen!“

Da wuchs er empor.
Nun stehn wir und hören
Das Rauschen der Aehren
Mit freudigem Ohr.

Der Sonntag ist da!
Auf lasset den Vater uns loben!
Er feuchtet von oben
Den durstenden Keim!
Bald rauschen und klingen
Die Sicheln; wir bringen
Die Garben dann heim.

Der Sonntag ist da!
Was hoffend und liebend wir säen,
Wird einstens erstehen
In lieblichem Glanz.
Wir säen im Staube,
Dort reicht uns der Glaube
Den himmlischen Kranz. —

Die Menschenwürde.

Noch immerfort zogen die bunten Schaaren der Kirchleute über das Feld und die Höhen. Aus der Ferne hörte man das Vorgeläut der Glocken

wie ein Summen der Bienen in blühenden Linden. Da rief Wilhelm, der von der Höhe des Hofes die Wandelnden betrachtete: Vater! ziehen doch die Leute überfeld, wie dazumal als der Fürst durchkam. Es ist lustig, so viele Menschen zu sehen!

Wohl freilich, sagte der Vater, ist es ein fröhlicher Anblick — aber noch schöner wird es dir dünken, wenn du bedenkst, wohin und wozu sie überfeld wandeln. Sie erscheinen hier als diejenigen, die da göttliches Geschlechts sind — als die Kinder des himmlischen Vaters.

Das sind die Menschen doch immer, sagte Wilhelm.

Ja wohl, antwortete der Vater, so gut bei Nacht als bei Tage, an Werkeltagen wie an Sonntagen. Aber am Sonntage werden sie dessen lebendiger inne, und beweisen es äusserlich.

Siehe, mein Kind, fuhr der Meier fort, die Woche über standen alle diese Landleute im Dienste des Landes, das sie bearbeiten. Da mußten sie dem Gesetz gehorchen, welches gebietet, daß der Mensch im Schweiß seines Angesichts sich sein Brod erwerben solle. — Aber heute haben sie Pflug und Karst bei Seite gelegt, das Arbeitskleid ausgezogen und die Feierkleider angethan.

So wandelt nun das Volk mit aufgerichtetem Haupte und freudigem Antlitz zwischen den Feldern und Aeckern, und ziehet Schaarenweise zur Kirche, um seiner höhern Würde und

seines höchsten Berufs recht lebhaft eingedenk zu werden.

Siehe, mein lieber Sohn, darin, daß die Menschen einen Körper haben, daß sie essen und trinken, schlafen und wachen — darin sind sich alle Menschen gleich; und darin sind sie auch den Thieren ähnlich. Mit dem Körper gehöret der Mensch der Erde an, und ist ihr unterthan. Darin kann also die Würde des Menschen nicht bestehen. Das ist sein sinnliches, thierisches Wesen.

Aber — gieb acht! — die Erde ist auch wieder dem Menschen unterthan. Er kann sie bearbeiten und bezwingen, — er kann die Kräfte der Natur zu seinem Dienst und Vortheil gebrauchen — er kann Gärten und Felder und Städte und Dörfer anlegen, kann den Lauf der Flüsse ändern, und allerlei Einrichtungen auf der Erde treffen, wie er will und für gut findet. Das vermag das Thier nicht. Denn es hat keinen Verstand, wie der Mensch. Darum leben auch die Menschen in Gesellschaft, in bürgerlicher Gemeinschaft und Vereinigung. Hierin wirken die Kräfte und der Verstand der Menschen auf verschiedene Weise zu einem Ziel. Einige bearbeiten das Feld, damit es nicht an Brod fehle; andere fertigen die Werkzeuge und Geräthschaften, die der Mensch bedarf; wieder andere arbeiten für das Vergnügen der Menschen; andere für die Belehrung und Ausbildung des Menschen. Da-

durch entstehen die verschiedenen Stände unter den Menschen. Jeder stehet an seinem angewiesenen Platz und wirket zum Besten des Ganzen. — Siehe, hierin sind die Menschen untereinander verschieden. Aber diese Verschiedenheit ist an sich nur etwas Aeußerliches, und wird erkannt an äußerlichen Zeichen. Auch höret dieses auf mit dem irdischen Leben. — Das ist sein menschliches und bürgerliches Wesen! —

Aber — nun kömmt das Höchste! der Mensch kann über diese Erde sich erheben. Er kann glauben an ein höchstes, unsichtbares Wesen, das über Erde und Himmel erhaben, Himmel und Erde erfüllt. — Er kann dieses Wesen vernehmen und erkennen in der Natur, und in sich selbst, in seinem eigenen Herzen. — Er kann dieses unsichtbare Wesen lieben und Vater nennen. Dieser Glaube an das Unsichtbare ist die herrlichste zarte Blüthe des innern Menschen, die schönste Entwickelung seiner höhern göttlichen Natur. Die Frucht dieses Glaubens ist die Liebe, die sich in freudiger Erfüllung aller Pflichten auf Erden thätig erweist.

Darum, — weil der Mensch auch schon auf Erden mit seinem Geist und Gemüth in der Natur und in sich selbst Gott schauen, ihn lieben und Vater nennen, und fromm und heilig werden kann — darum heißt es: „Gott habe den Menschen nur etwas geringer gemacht,

als die Engel." Siehe, mein Kind, das ist des Menschen göttliches Wesen und göttliches Geschlecht; seine höchste Würde!

So ernsthaft redete der Vater zu seinem Sohn, und sie schwiegen ein Weilchen.

Darauf begann er wieder: Ich will dir ein Bild aus der Natur geben, wobei du dessen, was ich dir gesagt habe, gedenken mögest, bis du es deutlicher fassest, und des Bildes nicht mehr bedarfst. Siehe die Lerche an! Es ist ein besonderes Vöglein, und schwebet immer um den Landmann, als ein freundlicher Gesell bei der Arbeit. Aber er soll auch von demselben lernen, wie geschrieben steht: „Siehe die Vögel des Himmels!" — Sie wird in der Furche geboren und auferzogen. Sie suchet ihre Nahrung in der Erde, und bauet ihr Nest dicht an der Erde, und treibet ihr Wesen zwischen den Schollen. Das ist ihr niedrigster Stand, und sie gleichet darin einer Feldmaus. — Aber sie kommt hervor, sobald der Winter verschwindet, und verkündet durch ihre Ankunft das Kommen des Frühlings, wo alles beginnt zu keimen und eine andere Gestalt zu gewinnen. Sie fliegt gleichsam den Halmen voran, daß auch sie sich aufmachen und erheben sollen, so viel sie vermögen. Ein Bild des Menschen, der durch seine Kraft die Natur verwandelt, und das Nützliche und Schöne aus der Erde hervorruft. — Aber, noch eins! Sie beginnet ihren lieblichen Gesang und schwebet empor gen Himmel, und, wie die Menschen sagen,

bringet sie dem Schöpfer ein Lob- und Danklied. Das Thier selbst weiß nicht, was es thut, aber der Schöpfer hat nicht umsonst den Trieb ihm eingepflanzt, auf daß der Mensch in dem kleinen Vöglein ein Bild seines höhern Wesens erkennen möge.

Da erinnerte sich der Knabe eines Liedchens, das Paul ihm gelehret im Frühling, als die Lerchen zu singen begannen. Es lautete folgendermaßen:

Die Lerche.

Hört die Lerche! Sie singt! —
Hoch in den bläulichen Lüften,
Ueber den grünenden Triften
Tönet ihr Lied! Wie erklingt
Ihre melodische Brust
Uns zur Freude und Lust!

Seht die Lerche! Sie steigt! —
Hoch aus den himmlischen Räumen
Ruft sie den schlummernden Keimen:
„Grünet! der Winter entfleucht!" —
Und der Gebährerin Schooß
Schmücken Halmen und Moos.

Seht die Lerche! Sie schwingt
Lustig ihr braunes Gefieder,
Und auf die Knospen hernieder
Schauet sie freundlich und singt:
„Krönet das liebliche Grün!" —
Und die Knospen erblühn.

Hört die Lerche! Sie schwebt
Ueber der Erde Gewimmel
Preisend und dankend gen Himmel!
„Menschen, so singt sie, erhebt
„Ueber die staubige Bahn
„Eure Herzen hinan!"

Das Gotteshaus.

So habe auch ich, sagte der Vater, nachdem das Lied vollendet war, vorhin in höherer Weise zu dir geredet. Ich will nun, wie die Lerche, auch wieder zur Erde herabsteigen. Siehe, unser Dörflein versammelt sich jetzt zu einem Familienfest! Denn die Menschen sind allesammt Brüder und Schwestern unter einander, und Kinder Eines Vaters, — so wie du und Hannchen unsere Kinder seyd. Blos in dem Aeußern sind die Menschen unter sich verschieden, so wie du und Hannchen und der kleine Conrad an Jahren, Gesicht und Verstand verschieden seyd. Aber vor Gott und als des-

sen Kinder sind sich alle gleich, so wie sie alle unter Einem Himmel wandeln, und einerlei Luft athmen und ein gemeinsames Licht ihnen leuchtet. — Und so wie wir dich und Hannchen und Conrad auf einerlei Weise ohne Unterschied lieben und euch wohlthun, so liebt auch Gott alle, alle gute Menschen ohne Unterschied mit gleicher Liebe.

Darum heißt er auch der himmlische Vater! sagte Wilhelm, und die Erde ist wie ein großes Haus, wo sie alle zusammen wohnen als die Kinder des Einen Vaters.

Ja wohl, antwortete der Vater. Aber die Menschen vergessen das leicht. Daher kommt Bosheit, Neid und Streit und allerlei Böses unter den Menschen. Das geziemt sich nicht, und ist nicht göttlich und christlich.

Damit nun die Menschen recht lebendig erkennen und inne werden, daß sie alle Kinder Eines Vaters, und Brüder und Schwestern unter einander sind, kommen sie an jedem Sonntage zusammen in einem Hause, das besonders dazu eingerichtet ist, und welches man deshalb ein Gotteshaus nennet. Nicht als ob Gott hier besonders wohne. „Er wohnet nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht,“ sondern er ist den Menschen überall und immer nahe. Aber weil die Menschen hier auch äußerlich und gemeinschaftlich zeigen und an den Tag legen, daß sie an Gott, als ihren gemeinsamen himmlischen Vater glauben, und mit Geist und

Herz vor Gott sich als Kinder dieses Vaters und als Brüder und Schwestern erkennen und lieben: deßhalb nennet man die Kirche auch ein Gotteshaus. — Gleichsam als wenn die Kinder Eines Vates an einem bestimmten Tage sich in dem väterlichen Hause, wo sie geboren und erzogen wurden, versammeln, und sich der Wohlthaten und Liebe, die sie genossen, und des brüderlichen Bandes, das sie alle umschlingt, mit Freuden erinnern. — So auch die Versammlung in dem Gotteshause. Darum singt man hier gemeinschaftlich, höret gemeinschaftlich die Rede des Pfarrherrn aus dem göttlichen Wort und von göttlichen Dingen, und betet gemeinschaftlich. —

Der Gang zur Kirche.

Alles was der Vater und die Mutter gesagt hatten, dünkte den beiden Kindern sehr erfreulich, so wie auch das Wandeln der Menschen über die Felder. Deßhalb als es nun läutete, baten sie den Vater, er möchte sie mitnehmen in die Kirche. — Das will ich gerne thun, sagte er, obwohl ihr noch nicht alles verstehen möget.

Darauf faßte der Vater Hannchen bei der Hand, und Wilhelm gieng mit dem alten Paul voran. Die Kinder aber waren sehr erfreut;

denn es war ein schöner Morgen, und überall begegneten ihnen fröhliche Gesichter und freundliche Grüße. Auch war die Kirche neu geweißt, und die Sitze und Kanzel schön gefärbt, so daß alles ein frisches und lustiges Ansehen hatte. Als das Geläut aufgehört hatte und die Kirche voll Menschen, jedoch ganz stille war, begann die Orgel ein einfaches und erwecklichen Vorspiel und die Gemeine sang ein Morgenlied. Hierauf trat der Pfarrer vor dem Altar und sprach ein herzliches und rührendes Morgengebet, und die ganze Gemeine betete mit ihm. Nach dem Gebet stimmte die Gemeine mit kräftiger doch anmuthiger Stimme das Lied an: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.“ Nun kam der Pfarrherr auf die Kanzel und redete über den Spruch: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuvor geliebet, so herzlich und verständlich, daß auch die beiden Kinder vieles davon faßten und behielten.

Als der Gottesdienst zu Ende war, führte der Vater die Kinder in der Kirche herum und zeigte ihnen alles. Die Kinder wunderten sich sehr über die hohen Pfeiler, die das Gewölbe trugen, und über die Orgel mit den vielen schönen Pfeifen, und über den zierlichen Altar, den ein schönes Bild der heiligen Mutter mit dem Kindlein schmückte, und sie wären noch gerne ein wenig geblieben. Aber der Vater bat den Meister, daß er mit ihnen gehen und speisen möchte. Und sie kehrten nun fröhlich nach Hause.

Die Predigt.

Als sie nach Hause kamen, erzählten die Kinder der Mutter vieles von der Kirche und was sie gesehen und gehört hatten. Denn die Mutter war daheim geblieben bei dem kleinen Conrad. Aber sie freuete sich sehr, daß die Kinder so aufmerksam gewesen waren, und saß lächelnd unter ihnen und wunderte sich, daß sie auch einiges aus der Predigt behalten hatten. Und der Vater erklärte ein jegliches weiter, was die Kinder sagten von der Predigt. Die Mutter aber lächelte heimlich, daß die Kinder mit darein redeten.

Das war eine gute Predigt für euch, sagte die Mutter, daß er von der Liebe redete; so konntet ihr ihn leicht verstehn.

Ja, sagte Wilhelm, er redete aber auch von der Allmacht Gottes, und da sprach er so langsam und ernst, und es war so stille in der Kirche, als ob den Leuten bange gewesen wäre, und es wurde mir ganz eigen, vor allen als er den Spruch aus der heiligen Schrift sagte — — Wie hieß er doch, Paul?

Es war der Spruch, antwortete Paul, den Nehemia in dem neu erbauten Tempel vor dem versammelten Volke redete: „Herr, du bist es alleine! Du hast gemacht den Himmel und aller Himmel Himmel mit all' ihrem Heer, und

die Erde und alles was darauf ist, und die Meere und alles was darinnen ist. Du machest alles lebendig und das himmlische Heer betet dich an." — Es ist wahr, setzte Paul hinzu, es war, als hätte man in die Kniee sinken und sich auf sein Angesicht werfen sollen; es war wie ein Gewitter, aber bald kam der sanfte Regen und der liebliche Sonnenschein.

Ja wohl, sagte der Meier, als er nun sagte: So groß und herrlich wie seine Allmacht ist auch seine Liebe! Das war wie der letzte Donnerschlag, der das Gewölk zertrennte. — Da wurde es auch ganz anders in der Kirche, sagte Wilhelm, als er nun begann von Gottes Liebe und ihn den himmlischen Vater nannte.

Mutter, sagte Hannchen, er hat auch von unserm Felde gesprochen, wie alles so schön wüchse — — Und daß die Menschen ebenso in allem Guten wachsen und schöne Blüthen und Früchte bringen müßten, sagte Wilhelm.

Ja wohl, begann der Vater, er redete in einem Gleichnisse. Der Säemann streuet den Saamen auf das Land, und das Saamenkorn keimet ohne sein Zuthun und wächset heimlich. Erst bringet es die Blättchen, dann den Halm, und an dem Halme die Aehre. Also, sagt er, alles, was Gott hervorbringt, erreicht sein volles Wachsthum und bildet sich aus, so weit es vermag nach seiner Art. So die Bäume und Pflanzen. Alles erhebet sich so hoch zum Himmel, als es vermag. — Auf gleiche Weise ist auch ein

göttlicher Saame in dem menschlichen Herzen. Der soll auch ebenso im Stillen keimen, aufwachsen, blühen und Früchte tragen. Es ist der himmlische Saamen des kindlichen Glaubens und der Liebe, der himmlischen Wesens ist und für den Himmel sich bilden soll. Soll denn der beste uud edelste Saamen, sagte er, dem irdischen nachstehen? — Ich wünschte, setzte der Pfarrer hinzu, daß jeder Sonntag, wo ihr euch hier versammelt, um das göttliche Wort zu vernehmen, euch seyn möchte, wie ein milder Regen in euren Herzen, der euch tüchtig machte, zu wachsen in allem Guten, damit ihr einst eure reife Aehren und Garben möchtet mit Freuden darbringen können an dem großen fröhlichen Aerndtetage!

Er sagte, fuhr Paul fort, die Demuth sey das erste; so wie das kleine Saamenkorn sich in die Erde verbirgt, und auf Sonnenschein und Regen wartet, so könne auch das göttliche Saamenkorn nur in einem demüthigen Herzen keimen und Wurzel fassen. Dann kommt der Glaube, als der Kern und Stamm des göttlichen Gewächses in dem inwendigen Menschen. Zu diesem geselle sich die Hoffnung, als ein fröhlicher Aufblick gen Himmel. Und dann — — die Blüthe, fiel Wilhelm ein, und das ist die Liebe.

Aber wo bleibt denn die Frucht? fragte die Mutter. Diese, antwortete Paul, ist schon in der Blüthe enthalten, und, wie der Pfarrer

sagte — erst in dem himmlischen Reiche empfängt sie ihre Reife und Vollendung.

So ist des Pfarrers Weise, sagte der Meier, er führet uns aus unsern Feldern und Häusern in den Himmel und zu dem himmlischen Vater.

So wiederholten sie manches aus der Predigt des frommen Pfarrherrn.

Der Armenstock.

Darauf erzählte Hannchen der Mutter: Vater gab uns einen Groschen; da kam ein Mann, der sammelte Geld ein, und wir gaben ihm unsern Groschen auch. Das ist für die armen Leute, sagte die Mutter, die ihr eigen Brod nicht erwerben können.

Aber warum sammelt man denn das Geld in der Kirche? fragte Wilhelm.

Da antwortete der Vater: Du weißt ja wohl, in der Kirche erinnert man sich, daß alle Menschen Einen Vater im Himmel haben. Und da ists ja natürlich, daß man den armen Brüdern und Schwestern mittheilet, damit sie sich auch freuen können. — Und am Sonntage thut man dieses gemeinschaftlich, damit jeder bedenke,

wie er die ganze Woche gegen seine armen Brüder gesinnet seyn und handeln soll. Darum sagte ja auch der Pfarrer: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn das ist unserm Vater im Himmel wohlgefällig.“ Und: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden!“

Da sagte die Mutter: Siehe, wenn du ein Brüderchen hättest, das noch nicht so gut gehen könnte wie du, nicht wahr? dem würdest du die Hand reichen und es auf dem Hofe geleiten, und wenn ein Klotz da wäre, oder ein Stein, oder Wasser, so höbest du das Brüderchen, weil du stärker bist, hinüber. Wenn nun Jemand zu dir sagte: Wilhelm, was plagest du dich mit dem Jüngelchen? Ei laß es laufen! Was würdest du dann wohl thun? —

Wilhelm antwortete: Ei, wie könnte ich es denn allein lassen? Ist es doch mein Bruder und vermag nicht, sich allein zu helfen, ich aber bin stärker. So muß ich es ja geleiten und über den Stein heben. Wie sollt ich denn anders?

Nun, sagte der Vater, so sind die Armen unsere schwachen Brüder, und die welche ihnen helfen und geben können, sind die starken Brüder. Und den Armen wird es sauer, durch das Leben zu kommen; und sie könnten sich nicht einmal satt essen, noch sich reinlich und warm bekleiden und nimmer froh werden, wenn die andern, welchen Gott mehr gegeben hat, als sie bedürfen, ihnen nicht beiständen und ihnen freundlich die Hand reichten. Das ist ja ganz natür-

lich, und darum hat der liebe Gott dem einen mehr gegeben, dem andern weniger, damit sie sich die Hände einander reichten, die Wohlhabenden um zu geben, und die Dürftigen um zu nehmen, und damit beide nicht vergäßen, daß sie Brüder unter einander sind, und Einen Vater haben. Darum heißt es auch: „Wer dem Armen giebt, der ehret Gott."

Weißt du noch, sagte die Mutter, wie du mit dem Vater zum Großvater hingiengest? Hannchen konnte nicht mit gehen, sie war krank. Da gab der Großvater dir von seinen schönen Kirschen, und zudem auch hübsche Bilder. Du aber thatest von den Kirschen in ein Körbchen, und brachtest sie Hannchen, und die schönen Bilder theiltest du auch mit ihr. Warum thatest du das?

Der Knabe antwortete: Ja. Hannchen hatte nicht mitgehen können, wie sollt' ich denn ihrer vergessen, und die Freude allein haben? Da war es ja recht, daß ich ihr etwas mitbrachte.

Ja wohl, sagte die Mutter, das war auch recht. Und weißt du noch, fuhr die Mutter fort, als Hannchen die schönen Sachen auf ihrem Bettchen sah, da dankte sie und freute sich und rief: O der liebe Großvater und der liebe Wilhelm! — Siehe, so wecket und stärkt auch jede Erquickung und Hülfe, die der Wohlthätige dem Bedürftigen reichet, in dem Herzen des Armen die Liebe zu Gott und den Menschen, daß er

getrost aufblicket zu dem himmlischen Vater, und fröhlicher umherschauet unter seinen irdischen Brüdern. —

Ich will euch ein Liedchen meiner Jugend singen, sagte die Mutter, und sang:

Das Röslein.

Wohl ein einsam Röslein stand
Welk und matt am Wege.
Von des Sommers Gluth verbrannt,
Armes Röslein, unbekannt
Ohne Lieb' und Pflege.
Armes, armes Röslein ach!
Welk und matt am Wege.

Kam ein Mägdlein her und sah
Röslein an dem Wege.
„Röslein, stehst so einsam da?
„Sey getrost, ich komme ja,
„Daß ich deiner pflege."
Armes, armes Röslein ach!
Welk und matt am Wege.

Mägdlein sprang in schnellem Lauf
Zu der Quell' am Wege;
Träuft' des Quellchens Thau darauf,
Röslein that das Knöspchen auf,
Dankend holder Pflege.
Röslein, schönes Röslein blüht
Duftend nun am Wege.

Die Wittwe.

Kaum hatte die Mutter das Liedchen vollendet, da kam eine arme Wittib aus der Nachbarschaft in neuen, reinlichen Sonntagskleidern zu dem Meier und seiner Frau, und drückte beiden die Hand, und vermochte nicht, ihren Dank auszureden. Denn sie weinte. Der Meier aber und seine Frau trösteten sie freundlich und sagten, es sey so gerne geschehen. Die Sache selbst aber verhielt sich also:

Die arme Wittwe war lange Zeit krank gewesen. Dadurch war sie sehr zurückgesetzt, und hatte ihre besten Kleider verkaufen müssen, um ihre Kinder zu ernähren. Als sie nun genesen war, arbeitete sie fleißig, aber sie vermochte nicht, neue Sonntagskleider zu kaufen, und konnte nicht zur Kirche gehn. Wenn sie nun Sonntags die Glocken läuten hörte, saß sie im Kämmerlein mit verhülltem Angesicht und weinte.

Als nun an einem Sonntage das Töchterchen der Wittwe auf dem Meierhofe war, und es eben im Dorf läutete, da fieng das Kind an bitterlich zu weinen. Da fragte die Meierin das Mädchen: Kind, was weinest du? Und das Mägdlein antwortete: Ach, meine Mutter weint nun auch wieder, daß sie nicht zur Kirche gehen kann in ihren schlechten Kleidern.

Das gieng der Meierin zu Herzen und sie schämte sich, daß sie daran nicht gedacht, obwohl

sie ihr sonst viel Gutes gethan. Und sie berieth sich heimlich mit ihrem Mann. Darauf ließen sie Sonntagskleider machen für die Wittwe, und auch für die Kinder allzumahl. Und am Sonnabend in der Dämmerung gab die Meierin sie dem Töchterchen der Wittwe nach Hause zu tragen.

Als nun Sonntag war, that die Wittwe die neuen Kleider an, und da sie das Geläut vernahm, weinete sie abermals, aber nicht vor Kummer, sondern aus lauter Freude, und gieng in die Kirche zum erstenmal. Und sie sagte zu der Meierin, es sey ihr gewesen wie eine himmlische Freude und Seligkeit. —

Als nun die Wittwe wieder fortgegangen war, sagte die Meierin zu ihrem Manne: Es ist mir leid, daß wir nicht eher, und so spät daran gedacht haben. Sie hat zu lange das Geläut mit Thränen vernommen.

Ja wohl, sagte der Landmann, aber spät ist doch besser, als gar nicht. Und Gottes Hülfe verziehet sich auch wohl einmal. Es freuet mich aber, daß sie dieses schönen Sonntags mit uns so herzlich froh geworden ist!

Ein wenig darauf, als sie schon zu Tische saßen, kamen die Kinder der Wittwe in ihren neuen Kleidern, und brachten ein Körbchen voll schöner reifer Erdbeeren und auf den Erdbeeren lagen drei Blumensträuschen für jegliches Kind des Meiers eins.

Da giengen der Meierin die Augen über, als die Kinder der Wittwe so reinlich und vreschämt dastanden und ihre Gabe darreichten. Und auch dem Meier wurde das Herz weich, und sie nahmen das Körbchen und dankten den Kindern freundlich für ihre Gabe, und rühmten die Erdbeeren und Blumenkränze.

Und als sie die Erdbeeren verzehrten, vermochte die Meierin nicht davon zu essen vor Bewegung ihres Gemüthes.

Die ersten Christen.

Ueber dem Essen sprachen der Meier und dessen Frau und der Schullehrer von allerlei Dingen, vor allem aber redeten sie auch von dem Sonntage und dessen Feier. Denn weil der Tag so schön war, und die Fragen der Kinder und ihr Kirchengang den Vater erfreuet hatten, so lag ihm dieses den ganzen Tag im Sinn, und er redete gerne davon. Auch war der Lehrer ein geschickter und in nützlichen Büchern und alten Geschichten wohl bewanderter Mann, den der Meier sehr hoch schätzte, und sich gerne mit ihm unterredete, so daß er oftmals sagte: Ich gehe gerne bei ihm in die Schule! Auch die Kinder hörten den Meister gerne reden und erzählen, denn er that es in kindlicher Weise. —

Unter andern fragte der Meier ihn, auf welche Weise wohl die ersten Christen den Sonntag gefeiert hätten?

Da sagte der Schullehrer: Diese hatten es nicht so gut wie wir. Wir ziehen unsere besten Kleider an, und lassen ein fröhlich Geläut von dem Thurm ertönen, und dann kommen die Landleute in langen bunten Reihen durch die Feldwege und auf den Landstraßen gewandelt, und der Kirchengesang schallet recht kräftig aus den offenen Kirchthüren in das Dörflein, daß es eine Lust ist zu hören. So war es ehemals nicht; die heidnischen Kaiser und Landpfleger drückten und verfolgten die Christen auf alle Weise. Denn sie liebten die Wahrheit nicht und waren bange um ihre Götzentempel, und wollten nicht, daß das bedrängte Volk zur Erkenntniß kommen sollte. Da traf ein, was Jesus seinen Jüngern so oft vorhergesagt hatte: „Man wird euch verfolgen, und in Trübsal überantworten, und euch tödten, und ihr müsset gehasset werden um meinetwillen von allen Völkern.“ — Aber die Christen wußten auch, daß Er gesagt hatte: „Seelig seyd ihr, wenn euch die Menschen verfolgen um der Wahrheit willen, darum seyd fröhlich und getrost.“ Aber sie bewiesen sich auch in der Verfolgung, wie das Gold im Feuerofen. Das Feuer vermag nicht, das Gold zu verzehren, sondern läutert dasselbe, und reiniget es von den Schlacken, so daß es noch schöner glänzet. —

Vor allen aber haßten die Herren der heidnischen Welt die heiligen Versammlungen der Christen. Sie verbreiteten allerlei böse Gerüchte und Verläumdungen über dieselbe. Denn das stille göttliche Leben blieb den Weltlichgesinnten verborgen, und war ihnen ein Spott und Aergerniß. Deßhalb erforschten sie heimlich die Versammlungen der Christen, ließen sie von Soldaten umzingeln, und oftmals alle grausam tödten oder öffentlich verbrennen und hinrichten. — Aber die Christen hielten desto inniger zusammen, und theilten alle Gefahren, so wie die irdischen Güter, brüderlich unter einander. Und wenn sie nicht in den Wohnungen der Menschen und in Städten sich versammeln durften, kamen sie in Wäldern und unterirdischen Hölen zusammen, und preiseten Gott.

Das Reich der Wahrheit.

Das war schön! sagte der Meier. Und es bleibet doch ewig wahr: Was Gott gepflanzet hat, das mögen Menschen nicht ausrotten und vertilgen.

Nein, sagte der Meister, das vermögen sie nicht. Es verhält sich damit also, wie wenn ein Landmann eine Eichel pflanzet in gutem Boden.

Er legt die Eichel in die Erde und gehet davon. Der Keim aber sprenget bald die Schale, und gehet heimlich auf unter dem Unkraut und Dornen, und die Dornen mögen ihn nicht überwältigen in seiner Einfalt. Vielmehr, sie müssen den zarten Sprößling schützen wider ihren Willen. Bald aber erhebt er sein Haupt über sie, und die Dornen ersterben von selber, von seinem Schatten überwältigt. Und ob die Winde um ihn her brausen und ihn erschüttern, er achtet deß nicht; seine Wurzeln schlagen immer tiefer in die Erde und umfassen die Felsen des Erdreichs, und seine Zweige erheben sich gen Himmel. Also befestigen und stärken ihn die Stürme. — Mögen denn auch Dornen und Unkraut wieder unter ihm wachsen. Er achtet ihrer nicht in seiner männlichen Gestalt, und stehet da in stiller Größe, ein Baum Gottes. — So verhält es sich auch mit dem Reich der göttlichen Wahrheit. —

Der göttliche Saamen.

Als der Lehrer dieses gesagt hatte, antwortete der Meister und sprach: Es ist ein schönes und freundliches Gleichniß und so verhält es sich.

Ich habe es mir selbst zuweilen so gedacht, und ich kann sagen, daß es mir aus dem Herzen gesprochen ist. Es begegnet mir oft, wenn ich im Herbst den Saamen ausstreue, und nun die Egge darüber herfährt und alles bedeckt, daß ich dann zu mir selbst sage: Da glaubst du nun mit Zuversicht, daß du das Weggeworfene vielfältig wieder empfangen wirst, und zehrest den gesammten Vorrath getrost auf. Wie wenn nun einmal alles ausbliebe, und das Korn keimte nicht, und brächte keine Halmen, oder der Winter zerstörte es? — Dann muß ich über meine Gedanken lächeln und sagen: Das ist recht nach dem Fleisch gedacht, und nicht nach dem Geist. Göttliches Werk gehet seinen stillen und sichern Gang bis zur Vollendung. Wenn die Zeit da ist, da kommen die Frühlingsstürme um die Nachtgleiche. Es kämpfet und brauset in der Natur aus allen Kräften; der Frost will die Erde nicht lassen, und die Wärme kann nicht obsiegen. Aber man siehet dem gelassen zu, und läßt die Natur walten. Und siehe, ehe man denkt, ist der Frühling da in seinem Glanz. Das Gras kommt, die Blumen blühen, die Bäume werden grün, Lerchen, Amseln und Nachtigallen singen, wie voriges Jahr, ohne Wandel und in alter gehöriger Weise. — Da denk ich denn: Wenn das irdische Werk Gottes so wie von selbst sich fördert und in seinem Gange fortschreitet ohne menschlich Zuthun — wie sollte denn das höhere göttliche Werk, das den Menschen,

das Ebenbild Gottes, zu seiner Blüthe verhilft, das Werk der Wahrheit, des Glaubens und der Liebe, stille stehn oder verkümmern? —

Ja wohl, es verhält sich wie Gamaliel davon redete, sagte der Meister.

Gamaliel.

Wilhelm, der immer, wenn er einen fremden Namen hörte, an eine Geschichte dachte, und den Meister so gern erzählen hörte, wiederholte den Namen Gamaliel, und sah dabei seinen Vater und den Meister an. Und der Meier bat den Schullehrer, die Geschichte von Gamaliel zu erzählen. —

Der Meister erzählte folgendermaßen: Als die Apostel eingeweihet waren, die neue fröhliche Lehre zu verkünden, traten sie auf in Jerusalem. Sie hatten zugleich mancherlei höhere, übermenschliche Kräfte von Gott empfangen. So vermochten sie mit Einem Worte Blinde sehend zu machen, und Kranke zu heilen. Denn durch diese leibliche Wohlthaten sollten sie die Menschen vorbereiten zum Empfängniß des höhern geistigen Segens, welchen Gott durch sie den Menschen anbot. So wurde den

Aposteln das Höchste und Göttliche und ebenso das Leibliche auf außerordentliche Weise gegeben.

Das versteh ich nicht recht, sagte Wilhelm.

Nun, antwortete der Meister lächelnd — wenn du etwas älter wirst. Ich will dir also blos sagen: Die Apostel vollbrachten viele herrliche, unerhörte und wohlthätige Thaten, und verkündeten zugleich die freundliche Lehre von Jesus Christus.

Darum eilten viele Menschen zu ihnen, und ließen sich von diesen Männern gern unterweisen.

Es gab aber damals viele böse Menschen zu Jerusalem, weche die Wahrheit hasseten, und das Volk lieber in der Unwissenheit erhalten hätten. Und zum Unglück waren diese Feinde des Guten die mächtigsten Männer in Jerusalem.

Sie ließen die Apostel greifen und warfen sie in das Gefängniß.

Aber die Wahrheit läßet sich nicht von Kerker und Banden überwältigen. Kann auch ein Gewölk die Sonne auslöschen? — In der Nacht thaten sich die Thüren des Gefängnisses auf, also daß sie heraus giengen. Wie die Morgenröthe nach der Nacht, so traten die Männer in der Frühe des Tags in den Tempel, und redeten wieder zu dem Volke. Da kamen geschwind Bothen zu den Hohenpriestern und Hauptleuten, und sprachen: Sehet, die Männer, die ihr ins Gefängniß geworfen habt, sind im Tempel, stehen und lehren das Volk."

Da traten sie eilends zusammen, und waren verlegen, was daraus werden sollte. Und sie sandten ihre Diener zu den Aposteln, ob diese wohl kommen möchten. Denn Gewalt zu brauchen, wagten sie nicht aus Furcht vor dem Volke.

Die Apostel aber folgten unerschrocken, und stelleten sich vor dem Hohen Rath, in Einfalt des Herzens und ohne Arg.

Und als nun die hohen Häupter von Jerusalem ihnen Vorwürfe machten, daß sie noch immerfort die neue Lehre dem Volk verkündeten, da sie es doch verboten hätten, da sprachen die Apostel: Wir sind von Gott dazu bestellet, die heilsame Wahrheit zu verkünden. Und saget selbst, ob man nicht Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen!

Da ergrimmten sie in ihren Herzen und gedachten, die frommen Männer heimlich zu tödten. Aber es stand ein vornehmer Mann Namens Gamaliel, unter ihnen auf und sprach: „Ihr Männer von Israel, lasset ab von diesen Menschen. Ist ihr Rath oder Werk aus den Menschen, so wirds untergehen. Ists aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen!" —

Ich denke, das ist ein wahres Wort gewesen! sagte der Schullehrer.

Es ist damit ebenso ergangen, versetzte der Meier, wie es uns in der Natur vorgebildet wird.

Der Himmel ist das Gewölbe Gottes. Von ihm kommt das Licht hernieder. Sonne, Mond

und Sterne wandeln in seiner Bläue. Aber zu ihm steigen auch die Dünste der Erde, und schweben in Wolken und schwarzen Wettern. Doch ziehen sie nur tief unter ihm; dem Himmel selbst aber bleibet die ewige Bläue, und die Höhe und Tiefe. —

Also redeten die Männer untereinander. —

Die Kundschafter.

Darauf sprach die Meierin: Ihr habet aber ganz die Sonntagsfeier der ersten Christen vergessen.

Nicht doch, antwortete der Meier, wir haben ja erbaulich geredet von der Wahrheit und den göttlichen Dingen.

Ja, sagte die Meierin, ich meine, der Meister wollte noch eine Geschichte von den ersten Versammlungen der Christen erzählen.

Da erzählte der Schullehrer folgendermaßen: Ein römischer Landpfleger berichtete seinem Kaiser, wie auch die Christen in seinem Lande ihre stillen Versammlungen feierten. Da kam ein Befehl vom Kaiser, genau darauf zu achten, und das geheime Wesen der Christen zu erforschen.

Der Landpfleger sandte nun zween von seinen Leuten, und sagte: Damit ihr alles erfahret, so stellet euch, als ob ihr begierig nach der neuen Lehre und insgeheim ihr zugethan und hold wäret. Darnach bringet mir Kunde!

Die Kundschafter thaten also, und fanden leicht Zutritt. Als nun die Versammlung beieinander war, begannen die Christen mit feierlichen Lobgesängen, und priesen Gott, den himmlischen Vater; und Jesum Christum, der zum Heil der Menschheit auf die Erde gekommen, und sein Leben für die Menschen dahingegeben habe, aber herrlich aus dem Grabe hervorgegangen sey; und den heiligen Geist, der seine Bekenner beseele und stärke, die Welt zu überwinden.

Die Kundschafter höreten mit Andacht die begeisterten heiligen Gesänge, die in fröhlicher Ruhe ertöneten. Darauf trat ein ehrwürdiger Mann hervor, und sprach mit lauter und sanfter Stimme: Seelig sind, die da geistlich arm sind! *)

Die Gemeine antwortete: Das Himmelreich ist ihr!

Der Lehrer sprach: Seelig sind, die da Leide tragen!

Die Gemeine: Sie sollen getröstet werden!

Der Lehrer: Seelig sind die Sanfmüthigen.

---

*) d. i. die demüthigen Herzen, die ihre Mängel und ein Bedürfniß nach den höhern, geistlichen Gütern in sich empfinden.

Die Gemeine: Sie werden das Erdreich gewinnen!

Der Lehrer: Seelig sind, die da hungert und durstet nach Gerechtigkeit!

Die Gemeine: Sie werden satt werden!

Der Lehrer: Seelig sind die Barmherzigen!

Die Gemeine: Sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Der Lehrer: Seelig sind die reines Herzens sind!

Die Gemeine: Sie werden Gott schauen.

Der Lehrer: Seelig sind die Friedfertigen!

Die Gemeine: Sie werden Gottes Kinder heißen.

Der Lehrer: Seelig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.

Die Gemeine: Das Himmelreich ist ihr!

Jetzo redete der Lehrer allein, vom Glauben, von der Liebe und Hoffnung, und legte ihnen die Schrift aus, und bestärkte sie in der Geduld, mit sanftmüthigem Herzen auch das Schwerste zu ertragen, und der Obrigkeit unterthan zu seyn. Und seine Rede war voll Kraft und Anmuth.

Darauf genossen die Christen gemeinsam das Gedächtnißmal der Liebe und des Todes Jesu, und sie waren untereinander wie die Brüder und Kinder eines Vaters und einer Mutter. Nun brachten auch die Vermögenden ihre Gabe für die ärmern Brüder, in Einfalt und Liebe: „Denn sie hatten alles, wie in Gemeinschaft;

und waren, wie ein Herz und eine Seele." Endlich stimmten sie wiederum Lob-, Dank- und Freudengesänge an, und beschlossen die Versammlung. —

Nun traten die beiden Kundschafter hervor, und waren sehr gerührt von allem, was sie gesehen und gehört hatten. Und sie naheten sich dem Lehrer und den Aeltesten der Gemeine und sagten: Sehet, wir kamen, euch auszuforschen, und euch dem Landpfleger zu überantworten. Aber wir haben den Unsichtbaren mit euch angebetet. Darum bitten wir euch mit demüthigem Herzen, ihr wollet uns aufnehmen in eüre Gemeinschaft.

Darauf giengen die Männer zurück zu dem Statthalter und gaben mit großer Kraft Zeugniß von allem was sie gesehen und gehört hatten, und sie ließen sich taufen mit ihrem ganzen Hause. Und der Landpfleger verfolgte die Christen nicht ferner so hart, als er zuvor gethan hatte.

Die Familie.

Also redeten die Männer untereinander am Sonntage bei der Tafel in dem Hause des Meiers. Am Nachmittage kamen mehrere von des Meiers Verwandschaft bei ihm zum Besuche;

Männer, Frauen und Kinder. Denn also ward es gehalten bei dem Meier und allen wohlgesinnten Familien des Dorfs, daß sie an Sonn- und Festtagen sich wechselseitig besuchten. — Man kann sich dann am ungestörtesten einander mittheilen, sagte der Meier, und es ist mir, als ob der liebe Gott ein besonder Wohlgefallen daran hätte, wenn eine ganze Sippschaft sich in Eintracht und Liebe vereint, und sich über den häuslichen Seegen mit einander freut und gemeinschaftlich davon genießet, auch so das Unangenehme und die Leiden der Woche mit einander theilet, und sich über allerlei berathet. Ich meine, das wäre auch eine Art von Gottesdienst.

Es war auch lustig und lieblich anzuschauen, wenn des Meiers große Verwandschaft fröhlich bei einander saß um den runden Tisch und das Gespräch auch fröhlich in die Runde lief. Scherz und Ernst, sagte der Meier, das paßt sich für den Sonntag. Hat nicht auch der liebe Gott zwischen die Kornfelder und vollen Aehren die blaue Kornblume und die hochrothen Mohnrosen und die Tremsen gesäet? sagte die Meierin.

Ja Mütterchen, sagte der Meier, so stehet mir auch der Sonntag zwischen den Werkeltagen — wie ein blühender Tag, der die Frucht erzeugen, aber auch selbst dabei fröhlich und lustig aussehen soll!

Bei solchem sonntäglichen Familienverein saßen die Alten immer oben an, und wurdenbe-

sonders geehrt. So war auch der Vater der Meierin zugegen, ein munterer Greis, auf dessen Ankunft sich die Enkel immer freuten. Wenn sie die Woche über irgend eine Unart oder Ungehorsam begangen hatten, so gestanden sie es dem Großvater am Sonntage, und er mußt' es ihnen vergeben, ehe sie sich recht zu freuen vermochten. Auch der Meier und seine Frau erzählten ihm jedesmal ihren ganzen Haushalt und was in der Woche vorgefallen war, und beriethen sich mit ihm. Und sie freueten sich sehr, wenn er ihnen beistimmte, und was er mißbilligte, wurde geändert. Denn sie waren ihm noch immer gehorsam und unterthan, obwohl sie selbst Kinder hatten, und sie thaten nichts ohne seinen Rath. Auch die ärmern Verwandten wurden immer mit zu den sonntäglichen Versammlungen gezogen, und nicht minder geehrt und geliebt, und mit Rath und That unterstützt, so daß sie auch in ihrer Armuth fröhlich waren.

Darum war auch der Seegen Gottes recht sichtbar in der Familie des Meiers. Und es war unter ihnen wie zu den Zeiten Abrahams und der Erzväter. „Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken, und willst du zur Linken, so will ich zur Rechten!" Das war die Rede eines Jeglichen, sobald sie verschiedenes Sinnes waren. Darum ward auch keine Zwietracht unter ihnen gefunden, sondern lauter Liebe, Eintracht, Freundlichkeit und Geduld, welches sind die Früchte des Geistes.

Der Spaziergang.

Am Nachmittage gegen den Abend, als es kühle zu werden begann, giengen der Meier und seine häusliche Gesellschaft in die Gärten und auf die Felder. Es war aber besonders für die Meierin ein festlicher Gang, wenn sie mit ihrer Hausgenossenschaft und den Gästen auf den schmalen Feldwegen einherwandelte, und die hohen Halmen und Aehren bis zu ihren Häuptern wallten, oder die Zweige der Obstbäume sich zu ihnen tiefer hinab neigten. Sie wußte von jeglichem Baum und jeglichem Felde einiges zu erzählen, und den fortschreitenden Wachsthum eines jeden genau zu bezeichnen, weil sie nicht alle Tage sie sah. — Dann pflegte der Meier wohl zu sagen: Das heiße ich eine rechte Sabbathsruhe, wo man von dem ganzen wöchentlichen Werke im Hause und Felde mit Wahrheit sagen darf: „Er sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war alles sehr gut!"

Da erzählte eines Tages auf einem solchen Spaziergang der alte Großvater von dem Tode seines Vaters. Es wird nun bald wieder jährig, sagte er, als er starb. Er hatte sein acht und siebenzigstes Jahr erreicht, und blieb munter bis an seinen Tod. In seinem Leben hatt' er manches erduldet vom Kriege und bösen Zeiten. Aber er war aus allen Vorfällen mit gestärktem Muth

hervorgegangen. So hatte er auch ein rechtes Aussehen wie ein Kriegesheld. Als nun sein Todestag erschien, waren wir alle um ihn; er saß in dem Großvaterstuhl, den ihr wohl kennet. Wir standen um ihn her im Halbkreise und waren sehr bekümmert.

Da erhellete sich mit einmal sein Auge, und er sagte: Kinder, heute ist mein Sonntag! So seyd denn fröhlich und gutes Muths. — „Was der Mensch säet, das wird er ärndten!“ fuhr er fort. Ich habe nach meiner Schwachheit mit Gottes Beistand und Seegen guten Saamen gesäet. Warum sollt' ich dessen nicht mit Demuth und Dankbarkeit gedenken, da nun der Aerntetag herannahet. So uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir Freudigkeit zu Gott. — Kinder, mein Herz verdammet mich nicht, und ich habe Freudigkeit zu meinem Gott und Vater. Ich bin thätig gewesen in meinem Leben, so viel ich vermochte. Ich habe euch angeführt zum Guten, und ich bin euch mit eigenem Beispiel vorangegangen. Dabei habe ich manches erduldet und manchen Schweißtropfen auch manche Thräne vergossen. Nicht, daß ich mich dessen rühmen wollte, sage ich dieses, sondern Gott allein gebühret die Ehre, und seine Gnade ist es, die mich also geleitet hat. Darum dank' ich ihm am Abende meines Lebens für alles, auch vor allem für jegliche Trübsal und Züchtigung, die er mir zugewendet. Er hat mir geholfen bis hieher, so wird er auch ferner mir gnädig seyn und mir meine

Fehler und Sünden vergeben. Die Saatwoche ist nun vorbei, und mein Sonntag kommt. Ich werde nun bald das irdische Arbeitskleid ablegen und neu bekleidet werden. Kindlein, betet für mich. — Darauf sagte er noch einmal: Kindlein — mein Sonntag! — er dämmert auf dem Gebirge! — Als er diese Worte gesprochen, verschied er so sanft und freundlich, als ob er uns einen guten Morgen geboten hätte. — Wir standen und weinten. Da breitete der Pfarrer seine Hände über den Todten aus und sprach: Seelig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Es kommt mir seitdem kein Sonntag, sagte der alte Vater, wo ich nicht des großen Ruhetages gedächte. —

Alle waren gerührt, als der Greis dieses zwischen den blühenden Kornfeldern erzählte. — So führten sie auch noch mancherlei andere Reden.

Das Flachsfeld.

Nachdem sie nun alle Aecker und Felder des Meiers beschauet hatten, kehrten sie zurück, und als das Pfädlein durch ein blühendes Flachsfeld

führte, da sprach die Meierin: Ihr Männer stehet doch auch hier einen Augenblick still, und schauet mein Feld an!

Und sie sahen mit Vergnügen, wie der Flachs so hoch und schlank gewachsen war, und wie er herrlich blühete, gleichsam wie ein blauer Himmel zu ihren Füßen.

Sehet, sprach die Meierin, das möget ihr wohl mit Recht ein Sonntagspflänzlein benennen. Steht nicht jedes Hälmchen geschmückt wie eine Braut im Kirchstuhl? Und woget es nicht so schlank und zierlich, wie die Mädchen, wenn sie auf grünem Anger den Ringeltanz beginnen? Aber seht, es ist auch zugleich ein Frauenkräutchen, und ein Sonntagspflänzchen. Aus ihm bereiten wir Weiber euch euren schönsten Sonntagsstaat, die reine erfrischende Leinewand, wovon man mit Recht sagt, sie sey ein heimlicher Schatz in den Schränken. — Dann sagt ihr, es gemuth' euch, als ob ihr neu geboren wäret.

Ja, sagten die Männer, es glänzet auch nichts so schön in der Kirche, als die saubere weiße Leinewand. Es ist kein eiteler Putz und Mode daran, sondern die schlichte, zierliche Reinlichkeit.

Die Frucht und der Schmuck der Arbeitsamkeit! — sagte die Meierin.

Und das Sinnbild der fröhlichen Unschuld und Herzensreinheit, setzte der Meier hinzu, — also recht geeignet zum Sonntagsschmucke. —

Darum trägt ja der Pfarrherr auf seinem schwarzen Rock, welcher andeutet, daß er allen irdischen Glanz und Eitelkeit verschmähet, doch auch das weiße Beffflein, zum Zeichen reiner Lehre und fröhliches Sinnes. —

Darauf sagte die Meierin zu den Mädchen: Singet mir einmal das Flachsliedchen. Wir müssen hier bei meinem Feldchen nicht ohne Sang und Klang vorüber gehn. Da sangen die Mädchen:

Der blühende Flachs.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Aun
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!
Es wächset und grünet so freundlich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Laut rauschet vom Golde der Aehren das Land.
Sill grünet das Pflänzchen in schlichtem Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau,
Des Krönleins Gestein ist der funkelnde Thau.

Erst barg es die Erde im kühligen Schooß,
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß.
Nun woget und wallet es lieblich und schlank.
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

Bald tragen wir sorglich das Pflänzchen hinein,
Dann schmückt es den Rocken mit silbernem Schein;
Wir singen zum tönenden Rädchen, und drehn
Die Fädchen wie Seide so glatt und so schön.

Wenn draussen die Felder erstarren von Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns sein Glanz,
Dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz.

Drum kommt in die Felder und blühenden Aun,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!
Es grünet und blühet so freundlich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Die Schöpfungstage.

Ueberall, sowohl in dem Hause des Meiers, als in dem ganzen Dorf und auf den ringsumher zerstreuten Höfen war der Sonntag auch in den Häusern und Ställen sichtbar. Die Kammern und die Küche waren rein gewaschen und gesäubert, Kupfer und Zinn blinkte an dem Gesimse mit lieblichem Schimmer, hie und da war ein Blumenstraus oder ein Blüthenzweig. Auch die Pferde und Rinder standen auf einer frischen und reinen Streu, und bekamen reichliches Futter, vor allen die fleißigen Rosse, die des goldenen Hafers sich freuten und mit kräftigem Odem schnaubten und wieherten. — Man hörte überall nicht das Knarren der Räder, noch das Schwirren der Geißel. Nur die fröhlichen Reden und Grüße der Wandelnden ertönten auf

den Wegen, oder ein Gesang mehrerer Stimmen erscholl aus den Wohnungen unter den Bäumen.

Da begann der Meier und sagte: Es dünkt mir besonders schön und erfreulich, daß die heilige Schrift in allen Stücken sich so zu den Menschen bequemet und herabläßt, und selbst von Gott dem Herrn in menschlicher, ja ich möchte sagen kindlicher Weise redet, damit der Mensch kindlich und göttlich gesinnt werden möge. Denn nach unserm Herrn ist ja beides einerlei.

Da fragte die freundliche Hausfrau ihren Mann, wie er denn jetzt eben zu diesem Gedanken käme?

Der Meier lächelte und sprach: Es ist ein Sonntagsgedanke, mein' ich, obgleich ich ihn nicht so, wie es sich wohl gehörte, im sonntäglichen Schmuck euch darzustellen vermag.

Vielleicht wird unser lieber Meister dazu Rath wissen, sagte die Meierin, und der Meier fuhr fort: Sehet, ich gedachte des Wortes: „Und er ruhete am siebenten Tage und heiligte ihn." — Es ist doch wunderschön in dieser Welt, und alles ist gut, was er gemacht hat, wenn nur die Menschen auch gut wären, und nicht so manches verderbten. Und nicht minder schön ist es, daß wir Menschen einen Tag haben, wo auch wir uns hinstellen und mit aufgerichtetem Haupte ansehen sollen, was der Herr gemacht hat. Es ist doch ein herzerhebender und erfreulicher Gedanke, daß unser himmlischer Va-

ter alles dieses gemacht hat — diese Berge und Höhen, diese Thäler und Quellen und Gebüsche und Wälder — und noch immerfort darüber waltet, wie in den Tagen der Schöpfung. Da wird es Einem doch zu Muthe, als ob man wie David die Harfe nehmen und singen müßte: Herr, wie sind deine Werke so viel und so groß! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte! —

So redete der ernste Hausvater, und er hatte das Ansehen, als ob er noch mehr auf dem Herzen habe, aber die Worte ihm versagten.

Darauf sagte der Schullehrer: Davids Harfe hab' ich nicht, aber was ich habe, das will ich geben. Es ist ein Lied das heißet die Schöpfungstage und scheint mir bequem zu jenem Eingange und an dem Ruhetage, vor allen hier unter den grünen Bäumen gesungen zu werden. Auch ist die Melodie einfach und fröhlich und einem jeden leicht mitzusingen.

Nun sammelte er die Kinder und stellte sie in einen Kreis sammt den Alten, damit sie allesammt mit einstimmen möchten, wenn es Zeit wäre. Darauf begann er wie folget, und die ganze Gesellschaft fiel dann ein und sang im Chor:

Die Schöpfungstage.

Als todt und schweigend noch die Erde
In tiefer Nacht verhüllet lag,
Da sprach der Ewige: Es werde!
Da ward der erste Tag!

Chor.

Er schwebte hernieder
In röthlichem Schein;
Ihn weihten die Lieder
Der Himmlischen ein!

Gott sprach! Es flohen mit Getümmel
Die schwarzen Wasser aus den Höh'n,
Hoch wölbte sich der blaue Himmel
Zur Feste rund und schön.

Chor.

Hoch strahlet des Himmels
Entzückendes Blau,
Er sendet der Erde
Das Licht und den Thau.

Gott sprach! Er hieß die Fluth entrollen,
Die Erde hob ihr Haupt empor,
Es rauschten Ströme, Bächlein quollen
Aus Berg und Fels hervor.

Chor

Still ruhte die Erde
Noch nackend und bloß,
Doch trug sie der Himmel
Im bläulichen Schooß.

Gott sprach! Da schmückten Höh'n und Felder
Mit Blumen sich und frischem Grün, —
In Gründen rauschten dunkle Wälder,
Der Baum begann zu blühn.

Chor.
So kleidet sein Odem
Die Höh'n und den Wald,
Und schaffet dem Frühling
Die schön Gestalt.

Gott sprach! Sanft lächelte die Sonne
Die neu geschmückte Erde an,
Da schwang sie sich hinauf voll Wonne
In ihre Himmelsbahn.

Chor.
Ihr jauchzte der Sterne
Hellfunelndes Chor;
Sanftleuchtend auch wallte
Der Mond mit empor.

Gott sprach! Und in den Wassern lebte
Das Heer der Fische wunderbar,
In Lüften und in Wäldern schwebte
Der Vögel bunte Schaar.

Chor.
Hoch rauschet der Adler
Im glühenden Strahl,
Die Nachtigall flötet
Im schattigen Thal.

Gott sprach: Aus feuchter Scholle wühlten
Sich Löwen, Stier' und Rosse los;
Die Bienen summten, Lämmer spielten
Um ihrer Mutter Schooß.

Chor.

Es schmückt ihr Gewimmel
Die Höhen und Aun —
Ihr Antlitz vermag nicht
Gen Himmel zu schaun.

Gott sprach! Sein Auge sah voll Milde
Die Erde und den Himmel an —
Er schuf den Menschen ihm zum Bilde,
Mit Hoheit angethan!

Chor.

Ernst blickt' er vom Staube,
Ein Herrscher, empor,
Ihn grüßte frohlockend
Der Himmlischen Chor!

Nun war das Schöpfungswerk vollendet!
Der Mensch erhob sein Haupt und sprach
Das Lebenswort — da kam gesendet
Von Gott der Ruhetag.

Chor.

Auf röthlichen Flügeln
Entschwebt' er den Höh'n,
Und stand auf den Hügeln
Holdlächelnd und schön!

Das pardiesische Zeitalter.

Der Gesang erhöhete die Freude in den Gemüthern der Jungen und Alten. Besonders erglänzte das Auge des Hausvaters und des alten Paul. Dieser drückte dem Schullehrer die Hand und sagte: Dank, Dank! mein Freund. Die Rede, die wir diesen Morgen in unserm kleinen Tempel hörten, führte uns in eine himmlische Zukunft, und der freudige Gesang hier in dem großen Tempel Gottes führt uns in eine himmlische Vergangenheit. Ist es doch, als ob der Sonntag noch ein Nachklang und Abbild wäre jenes parcdiesischen Zeitalters, wovon die heiligen Schriften mit solcher Einfalt erzählen.

Bei diesem Worte sahen die Kinder den Greis an mit verlangenden Blicken. Er aber sagte: Ja, Kinder, mehr als das Lied sagt, vermag ich auch nicht zu sagen:

Des Schöpfers Auge sah voll Milde
Die Erde und den Himmel an —
Er schuf den Menschen ihm zum Bilde,
Mit Hoheit angethan!

Irdisch und himmlisch! fuhr er fort. Davon läßt sich nur in Bildern reden. So wie der Thau rein und klar vom Himmel fällt, obwohl er von der Erde genommen ward, so kam auch der erste Mensch rein und klar aus den Händen

des Schöpfers, und so wie der Thautropfen die Sonne in sich abspiegelt und selbst wie eine kleine Sonne an den Halmen der Erde schwebt, so war auch der Mensch ein Ebenbild Gottes, weil er rein und klar, wie alles was von Gott kommt.

Er schauete Gott von Angesicht — er sah den Schöpfer mit den Augen seines Geistes vor sich wandeln in Edens Hainen und auf den Hügeln des Paradieses. Denn der Blick seines inwendigen Menschen war noch nicht getrübt und verdunkelt. — Der Mensch nannte Gott, seinen Schöpfer und Herrn, Vater, nicht in bildlicher, irdischer Weise, sondern rein und lebendig, gleich wie Jesus Christus das Wort aussprach und die Verklärten es aussprechen. Das war das erste Wort der Offenbarung — das Wort des Lebens. — Der Mensch war nur wenig geringer als die Himmlischen, die den Neuerschaffenen frohlockend begrüßten.

So stand er da, ein Kind Gottes und ein Herrscher der Erde. Aber noch sollte er zu höherer Verklärung gelangen durch den Gebrauch seiner göttlichen Freiheit. Er sollte seine göttliche Würde als sein Eigenthum gewinnen und anschauen. Die ihm anerschaffene Unschuld und Reinheit sollte Heiligkeit werden. —

Noch war sein himmlischer, aufstrebender Geist gebunden an einen irdischen Leib. Aber die himmlische Kraft konnte und sollte die irdische Schwere besiegen, und so auch das Irdische ver-

klärend der Mensch zum Seraph sich ausbilden. Dazu war ihm der Odem Gottes und das Wort des Lebens gegeben. Gott war sein Vater, es war an ihm, dem freien Herrscher der Erde, sich als Gottes Kind zu beweisen.

Darum schwebte nach vollendeter Schöpfung ein heiliger Tag der Ruhe und Stille hernieder — und stand auf den Hügeln holdlächelnd und schön. — Die Erde und alles Irdische sollte ruhen vor dem aufwärtsgerichteten Angesicht des Menschen. Wie wenn die Nacht die Erde mit ihrem Schleier verhüllet, und dann nur die Herrlichkeit der himmlischen Heere dem Auge des Menschen sichtbar wird. — Sie wandeln vor Gott in ihren Bahnen und vollbringen, in der Stille leuchtend und wandelnd, den Willen des großen Vaters. So sollte an dem Ruhetage das Herz und der Blick des Menschen sich von der Erde gen Himmel erheben, und, allein dem Himmlischen hingegeben, die höhere Offenbarung empfangen. Jeglicher Sabbath sollte ihm eine Stufe seyn zu seiner Vollendung. —

Das soll er ja auch uns seyn! setzte Paul hinzu in seiner gewöhnlichen freundlichen Weise — als alle mit Verwunderung auf den redenden Greis hinblickten, als ob sie ihn nicht zu fassen vermögten.

Die Kinder fasseten wohl nicht die Worte des begeisterten Greises, aber sie sahen in seinen Blicken und entnahmen aus dem Ton seiner Stim-

me ein Bild jener verschwundenen Unschuld und Reinheit, und Paul selbst erschien ihnen als ein Mensch der frommen und fröhlichen Urwelt. Denn dem kindlichen Sinne liegt das Paradies nicht ferne.

Irrthum und Sünde.

O wär' es doch immer so geblieben! sagten die Kinder.

Dann würde keine Sünde und kein Tod gewesen seyn, sagte Paul. Die Knospe war da; die himmlische Blume würde sich entfaltet und aufgethan haben, wenn sie dem Lichte sich zugewendet hätte. Die irdischen Blätter würden sich von selbst abgelöset haben. Die Erde wäre dann nur eine Pflanzschule für den Himmel gewesen.

Aber die Menschen, fuhr der Vater fort, wandten sich hinweg von dem Lichte. Sie vergaßen Gottes und ihres innern Lichtes und mißbrauchten das göttliche Geschenk der Freiheit. Das äußere Wesen der Welt, das irdische, wurde mächtiger als das himmlische.

Sie waren nun nicht mehr wie die Blumen und Bäume des Paradieses, die unter dem stillen und kräftigen Einfluß des Himmels sich von

selbst zur Blüthe erheben und zur Vollendung gelangen. An die Stelle der stillen Entwickelung trat nun der Kampf. Das Fleisch wurde nun mächtiger, als der Geist. —

Ach, sagte der Vater, es wurde wie es jetzt am Tage ist. Die himmlische Eintracht des Irdischen und Geistigen im Menschen, mit welcher er aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen war, gieng verlohren. Der äußere Mensch, bestimmt zum Gehorchen und Dienen, gewann den Sieg und die Oberhand über den innern geistigen Menschen. Die sinnliche Lust lockte und reizte; und der Lust entsprang die Sünde, die Entfernung von Gott und das ungöttliche Wesen. — Neben dem Reiche des Lichts entstand ein Reich der Finsterniß.

Das ist ein hartes und widriges Wort, sagten die Kinder.

Wohl freilich, sagte der Vater. Aber aus böser Saat kann nicht gute Frucht aufwachsen. So wie neben dem Reiche des Lichts sich ein Reich der Finsterniß erhob, so entstanden nun auch die häßlichen Werke Neid und Bosheit, Lüge und Falschheit, Zorn und Haß, Wuth und Mord und andere, die nicht göttliches Ursprungs sind.

Ach, den Menschen gieng nun immer mehr das Ebenbild Gottes verlohren, und mit ihm die Erkenntniß der Wahrheit.

So wie sie das Sinnliche mehr liebten, als das Geistige, so verkannten sie nun auch

Gott, der ein Geist ist, und seine Verehrung im Geist und in der Wahrheit. Sie verehrten nun sinnliche Dinge an Gottes Statt: die himmlischen Körper, Sonne, Mond und die Gestirne; sie wurden Abgötter. Andere wurden Götzendiener, sie beteten die Bilder verstorbener Menschen an, machten sich hölzerne und steinerne Götzen, und warfen sich vor denselben nieder, sie anzubeten. Anfangs suchten sie nur sich das Geistige zu versinnlichen; darauf aber verehrten sie blos das Sinnliche und vergaßen des Geistigen.

So wimmelte der Erdkreis von Götzendienern und Götzenbildern. Die Altäre dampften selbst von dem Blute geschlachteter Menschen; im Lande Babilonien und Medien betete man die Gestirne an, in Aegypten einen Stier, das Krokodil, ja die gemeinsten Thiere und mancherlei Pflanzen.

Denn der Irrthum pflanzet sich fort und nimmt überhand, gleichwie das Unkraut, welches je mehr und mehr sich verbreitend vielfachen Saamen ausstreut, und die heilsamen Pflanzen erstickt.

Die Hebräer.

Waren denn alle Menschen so von Gott und der Wahrheit abgewichen? fragte Wilhelm.

Der Vater antwortete: Obwohl die meisten Menschen sich von Gott und der Wahrheit entfernten, so hörete dennoch Gott nicht auf, die Menschen zu lieben und sich ihnen zu offenbaren. Aber nur wenig Menschen ließen sich leiten und blieben der heilsamen Lehre und Erkenntniß getreu. Diese Edleren sammt ihren Nachkommen ersah Gott zu dem hohen Beruf, die Wahrheit als ein köstliches Kleinod zu bewahren. Und dieses köstliche Kleinod, das ihnen anvertrauet ward, ist der Glaube an Einen Gott, als den Schöpfer und Regierer der Welt.

An diesem Glauben hängt das geistige Leben des Menschen. Gleichwie die Sonne, als die Quelle des Lichts, die Erde erwärmt und belebt, und ohne sie jedes Leben erstarren würde in ewiger Nacht und Kälte; so ist der Glaube an Gott dem Menschen gegeben, als die Sonne und das Licht seines innern göttlichen Lebens.

Nur die Familien der Urväter, erst Noah und Sem, und später Abraham, Isaak und Jakob waren würdig und fähig, die erste aller Wahrheiten rein aufzubewahren und sie den Nachkommen zu überliefern.

So war schon seit alten Zeiten die Wahrheit und reine Erkenntniß nur das Eigenthum der kleinsten Anzahl. Das Sinnliche liegt dem Menschen nah und ergötzet ihn; aber das Geistige liegt höher, und will erstrebt seyn. Darum verschmähen es die Meisten.

Abraham verließ mit seinen Knechten und Heerden das Land seiner Väter, wo auch schon der Irrthum herrschend geworden war, und ließ sich nieder in dem Lande Canaan, das Gott zu seinem Wohnsitz bestimmt hatte. Hier wohnten sie unter Zelten in frommer treuherziger Einfalt des Hirtenlebens und ein Terebinthenhain zu Momre diente ihnen statt eines Tempels und Heiligthums, wo sie Gottes Offenbarungen empfingen und im Glauben sich stärkten.

Besonders war Abraham ein göttlich gesinneter Mann, ausgezeichnet durch Demuth und Glauben, wie durch Kraft und Liebe, den Nachkommen ein edeles Muster und Vorbild. So ragt er auch vor allen andern hervor. Gott würdigte ihn eines Bundes, dessen Verheißung war, daß eine große Nachkommenschaft zum Seegen der Menschheit aus ihm entspringen würde. Das Wort des Bundes: „Ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und sey fromm!"

Sein Sohn Isaak und Enkel Jakob bewahrten treulich das heilige Wort und den Bund des Glaubens. Aber Jakob und seine Familie blieben nicht in Canaan, sondern sie zogen, durch besondere Veranstaltung Gottes, aus dem Lande ihrer Heimath nach Aegypten, welches ein altes fruchtbares Land ist in Afrika, an dem mittelländischen und rothen Meer gelegen. Der König von Aegypten wies ihnen einen besondern Theil seines Landes zum Wohnsitz an. Hier wuchs das Volk der Hebräer zu einer

zahlreichen Menge. Aber nach einigen hundert Jahren wurde es von den Aegyptern schwer gedrückt und mißhandelt. Auch war es verderbt worden in seinen Sitten durch seine Dränger.

Da erwachte in dem Volke der Wunsch, in das Land der Väter zurückzukehren, und hier den einzigen Gott zu verehren nach seiner Weise. Gott aber erweckte einen Mann, Namens Mose, gebildet in der Weisheit der Aegypter, aber voll Liebe für sein gebeugtes und verlassenes Volk, und festhaltend an der Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes.

Diesen erweckte Gott zum Führer und Fürsten des hebräischen Volks, und verlieh ihm hohe Weisheit und besondere Kräfte. So führte er sein Volk aus der Sklaverey Aegyptens nach Palästina, in das Land ihrer Urväter.

Gesetz und Gehorsam.

Aber das Volk war widerspenstig, und verfiel, wie ein ungeartetes Kind, immer wieder in seine alten Untugenden. Es sollte die Verehrung und Erkenntniß des einigen Gottes bewahren, und doch neigte es sich unaufhörlich zu schändlichem Götzendienst. Es sollte in kindlichem Ver-

trauen die weise aber unbegreifliche Leitung Gottes verehren, und dem göttlichen Mann Mose folgen; aber statt dessen murrete das Volk gegen Gott, vergaß die Wohlthaten, deren er ihm schon so viele erwiesen hatte, und sehnte sich sogar zurück in die alte Sklaverei. Kurz, das israelitische Volk war wie ein halsstarriger ungehorsamer Knabe, der seinem Führer und Lehrer unaufhörlich widerstrebt, und sich gegen das Gute auflehnet.

Ihm fehlte die erste Eigenschaft eines guten Kindes, ohne welche nichts Gutes und Löbliches in ihm aufblühn und gedeihen kann, nämlich der Gehorsam und die Folgsamkeit.

Darum sollte es zum Gehorsam gezwungen und ein ganz neues Volk werden. Vierzig Jahre zog es in den Wüsten Arabiens umher, damit es in dem einfachen Hirtenleben, unter mancherlei Noth und Beschwerden, Einfalt des Herzens und Demuth lernen, und ein neues Geschlecht aus dem alten verdorbenen entstehen möchte. Mose empfing auf dem Berge Sinai unter Donner und Blitz die zehn Gebote, um sie dem Volke mitzutheilen. In ihrem einfachen Ernst erkennet man Gottes Sprache, zugleich sind sie aus der Tiefe des menschlichen Herzens geschöpft und jeglichem Bösen entgegengesetzt, Keim und Grundlage der Gebote des Evangeliums. Während diese Stimme Gottes auf den Höhen des Gebirges erscholl, schuf sich das Volk im niedern Thal einen ägyptischen Götzen.

Was hilft solchem entarteten halsstarrigen Volke das bloße Gebot? Es vergißt desselben eben so leicht, wie ein Kind, an Unart und Ungehorsam gewöhnt, das Gebot seiner Eltern versäumet. Ein solches kann nicht durch Liebe, sondern es muß durch Zwang und ernste Mittel erzogen werden.

Darum, damit sie lernen und sich gewöhnen möchten, die Hauptgebote zu erfüllen, verordnete Moses auf Gottes Befehl noch eine Menge anderer äusserlicher Gebote, die man das Ceremoniel-Gesetz zu nennen pflegt.

So ward ihnen auf das genaueste vorgeschrieben, wann und auf welche Weise sie allerlei Opfer bringen, wie sie sich waschen, baden und reinigen, wie sie Bäume pflanzen und das Land bauen und die Früchte davon genießen, ja selbst wie sie sich kleiden und welche Art von Schnüren und Läpplein sie auf ihre Kleider setzen sollten u. s. w. Alles dieses, um sie an Gehorsam und Folgsamkeit zu gewöhnen, und sie unaufhörlich in dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott und dem Gesetz zu erhalten.

Denn gleich wie ein weiser Vater die Neigung eines Kindes zum Ungehorsam und zur Unordnung dadurch zu besiegen sucht, daß er demselben oftmals äußere Handlungen des Gehorsams und der Ordnung aufleget, um durch äußere Gewöhnung das Innere allmählig besser zu gestalten und zu verhöhen, so verfuhr auch Gott mit diesem seinem Sohne Israel.

Dazu kamen nun noch die ernsten Drohungen strenger Strafen im Fall der Uebertretung. Darum heißt es: „Wer den Ruhetag entheiligt, der soll des Todes sterben. Wer eine Arbeit darinnen thut, deß Seele soll ausgerottet werden von seinem Volke.“

Auf diese Weise mußte dieses verwilderte und rohe Volk, welches aber zur Aufbewahrung und zu einem Gefäß der herrlichsten Wahrheiten ersehen war, durch Zwang und Gesetz in Ordnung gehalten, und von andern Völkern getrennt und abgesondert werden.

So war ihm denn auch das Gebot der Sabbathfeier ein strenges Gesetz; der siebente Tag mußte es seyn, und kein anderer: sie durften nicht einmal Feuer anzünden am Sabbathtage.

So ist es noch bei den Abkömmlingen des alten hebräischen Volkes, den Juden, bis auf den heutigen Tag.

Das Gleichniß vom Palmbaum.

Warum ist es denn nun anders bei den Christen? fragten die Kinder.

Der Lehrer antwortete und sprach: Ich will ein Gleichniß erzählen: Es war einmal ein

Hausvater, der wollte, sich und seinem Hause zur Freude und zum Nutzen, einen Baum erziehen, nemlich einen Palmbaum, welcher einer der schönsten ist im Morgenlande. Und als das Pflänzlein aus der Erde hervorwuchs, bewahrte der Hausvater es sorgfältig, und beschattete es, daß ihm die Sonnenhitze nicht schadete, und benetzt' es zur Zeit der Dürre. Darum wuchs es grün und lieblich in die Höhe. Aber sein grünes Laub lockte die Schaafe und Ziegen, daß sie des Bäumchens begehrten, und es benagen wollten, wie gemeines Laub und Gras. Da sprach der Hausvater: Nicht also! es soll mir ein herrlicher Baum daraus erwachsen, meinem Hause zur Freude und Erquickung! Und er pflanzte ein Gehäge rings um den jungen Baum von Dornen und Stangen, so daß er abgesondert dastand. Auch band er das Bäumchen an einen Pfahl, damit es gerade aufginge und sich nicht zur Erde krümmete. So wuchs es lustig in die Höhe, weit hinaus über das Gehäge, und breitete seine Aeste und Zweige aus. Da nahm der Mann das enge Gezäun hinweg, sammt dem Pfahl. Der Baum aber warf einen lieblichen Schatten, und brachte reichliche Blüthen und die köstliche Frucht, und bewegte sich in freier Anmuth. —

Solch einem umzäunten Baume glich das Israelitische Volk in seiner Bildung, solch ein hoch und freiblühender Baum Gottes sollt' es werden in seiner Vollendung.

Die freie und fröhliche Liebe.

Als Jesus Christus in die Welt kam, da stand noch das jüdische Volk unter dem Zwange des äußern Gesetzes. Ja, es war noch viel schlimmer und härter als ehemals. Denn die Lehrer und Vorgesetzten hatten das Joch dem Volke erschwert, durch eigenmächtige Zusätze, um dasselbe besser benutzen zu können zu ihren selbstsüchtigen Absichten. Sie suchten den Sinn für das Gute und Edle in dem Volke zu ersticken, um es zu dem Unedlen mißbrauchen zu können. Die jüdische Nation war eine Heerde, die keinen Hirten hat, oder von dem Hirten geplagt und zerquälet wird. Die guten und frommen Menschen sehnten sich nach Erlösung von diesen Banden, nach Licht und Freiheit. —

Da erschien Jesus und sprach: „Kommet her zu mir ihr Mühseligen und Beladenen; ich will euch erquicken. Bei mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen. Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Ihr seyd nun nicht mehr Knechte, sondern Kinder des im Vaters Himmel. Der Zwang des äussern Gesetzes höret auf; ich bringe euch eine fröhliche Lehre, und eröffne euch den Zugang zu dem Vater im Himmel. Mit liebevollem Herzen und kindlichem Geist

sollt ihr von nun an den allgemeinen Vater verehren. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." —

So lehrete Jesus Christus die Menschen Gott erkennen als den liebevollen Vater aller Menschen, der durch kindliches Vertrauen und Liebe wollen verehrt seyn. Seine Religion vereinte die Menschen zu einem Familienbunde. — Dadurch verschwand von selbst das strenge Gebot und das äussere Wesen der Ceremonien. Denn in dem häuslichen Bunde zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern herrschet Liebe und gegenseitiges Vertrauen. Und die äussere Handlung gehet, ohne Zwang, von selbst aus jenen hervor. — Ebenso verhält es sich auch mit dem Bunde, den Jesus zwischen Gott und den Menschen stiftete. — —

Selbst die Vereingung Jesu mit seinen Jüngern war ein lebendiges Bild dieses Bundes der Liebe. Er wandelte unter ihnen, wie ein Vater unter seinen Kindern. Allmählig offenbarte er ihnen sein göttliches Wesen, und führte sie ein in das Reich Gottes, das Reich des Lichts und der Wahrheit. Glaube und Liebe war es, was er von ihnen verlangte und wohin er sie leitete. Aus dieser Liebe entsprang von selbst die Freiheit von dem Zwange des Gesetzes. Denn Furcht und Zwang ist nicht in der Liebe.

Jesus selber heiligte und feierte den Sabbath. Aber nicht blos äusserlich, sondern vor

allen durch Werke der Liebe. Es war ein Sabbathtag, an welchem er dem 38jährigen Kranken am Teiche Bethesda die Gesundheit und dem Blindgeborenen zu Jerusalem das Gesicht wiedergab.

Die jüdischen Gesetzlehrer, welche die Liebe über dem Gesetz gänzlich vergessen hatten, verdammten ihn um dieser That willen, als einen Sabbathschänder. Er aber sagte: Der Sabbath ist um des Menschen willen, nicht aber der Mensch um des Sabbaths willen. — So erhöhete und veredelte Jesus den Menschen und den Sabbath durch Freiheit und Liebe.

So feierten nun auch die Freunde und Jünger Jesu den Sabbath nicht mehr um des Gesetzes willen, sondern aus freiem Gemüth und Willen. Es wurde ihnen ein froher Festtag, so wie wenn Kinder ihren geliebten Eltern einen besondern Tag feiern. So waren auch die Christen nicht mehr gebunden an den Sabbathtag des Gesetzes, sondern sie wählten, statt des letzten, den ersten Wochentag aus Liebe und Freude. Denn an diesem Tage war der gekreuzigte Jesus siegreich aus dem Grabe hervorgegangen.

So ist also unser Sonntag ein erfreuliches Familienfest, das wir aus inniger Liebe zu dem himmlischen Vater, und im Gedächtniß an Jesus Christus feiern, der uns Gott als unsern Vater erkennen, verehren und lieben lehrte.

Zwischen der Sabbathsfeier eines Juden und der Sonntagsfeier eines Christen ist also ein Unterschied, wie zwischen der gebotenen Er-

scheinung fürstlicher Diener an dem Hofe des Landesherrn, und der freien Versammlung liebevoller Kinder im Hause der Eltern. —

Die zwölf Kinder.

Darauf erzählte der Schullehrer folgende Geschichte:

Es war einmal ein Vater, ein frommer redlicher Mann, der hatte zwölf Kinder, die er alle in der Liebe und Gottesfurcht erzog. Als sie größer wurden, sandte er sie nach einander in die Fremde, damit sie allerlei lernten. Darauf verschaffte er jedem ein Eigenthum und Broderwerb, nach ihren verschiedenen Gaben und Kenntnissen. So wurden die zwölf Kinder vom väterlichen Hause und von einander getrennt, und jegliches hatte sein eigenes Hauswesen und eigenen Betrieb. Der alte Vater aber freute sich, daß ihm alles so wohl gelungen war.

Darauf lud er sie allesammt in das väterliche Haus am ersten Tage des Monats. Und sie aßen und tranken und waren guter Dinge, und redeten viel unter einander vor den Augen des Vaters.

Da sprach der Vater: So soll es hinführo gehalten seyn; jeglichen ersten Tag des Monats

sollet ihr alle zu mir kommen, damit ihr nicht vergesset, daß ihr Einen Vater habet, und allesammt Brüder und Schwestern untereinander seyd.

Da sprachen die Söhne und Töchter des Greises: Vater, wie könnten wir dessen vergessen? Ist uns nicht alles Gute, dessen wir uns freuen, im väterlichen Hause geworden! —

Da antwortete der Vater: Weil es so ist, und ihr es wisset, so sollet ihr dessen auch lebendig inne werden und das Gefühl desselben in euren Herzen erneuen. Und der Vater verordnete, daß an jeglichem ersten Tage des Monats alle zusammen kämen.

Und es geschah also. Nur einer von den Brüdern, ein Mann von finsterem, eigensinnigem Gemüth, verließ die Versammlungen. Da ward der Vater betrübt und sprach: „Wer sich absondert, hat Böses im Sinn!“ Aber ich hoffe, ihr werdet ihm doch brüderlich begegnen und es ihn nicht entgelten lassen.

Da sprachen die Kinder: Wir lieben mehr, denn unser Bruder, wie sollten wir nicht auch ihm Liebe erzeigen und versöhnlich seyn?

Und als nun der Vater starb, begruben sie ihn und weinten. Darauf traten sie zusammen und sprachen: Es sey auch hinführo unter uns und unsern Kindern also, daß wir zusammenkommen in brüderlicher Eintracht. Und sie theilten die Erbschaft ohne Streit in Liebe und Einfalt. Dem Bruder aber, der nicht zu ihnen kam,

gab ein jeglicher noch etwas von seinem Erbtheil. Denn er war arm geworden, und sie sprachen: Wir haben mehr Freuden als er, und können uns untereinander helfen! dazu lebet in unsern Herzen das Andenken und Wort unsers Vaters, das jener verschmähet hat. Also wollen wir auch mehr Liebe beweisen und ihn mit brüderlichem Herzen umfangen und nicht von ihm lassen.

Da thaten sie ihm heimlich allerlei Gutes, und hielten an einander in freundlichem Bunde.

Sehet, sagte der Lehrer zu den Kindern, was dieser erste Monatstag den Kindern jenes Vaters war, das sollte auch der erste Wochentag den Christen seyn. So nannten sich auch die ersten Christen Brüder und Schwestern, und waren es in der That und Wahrheit. Denn sie theileten unter einander ihre Habe, die Wohlhabenden unterstützten die Dürftigen. Das Wort galt ihnen so viel als die That, und bei dem, der es vermochte, war der Trost auch eine Gabe. Wie konnte dieses auch anders seyn, da wo die Liebe waltet? — Hat auch ein Vater und eine Mutter Bedenken, das hungrige Kind zu speisen, das durstende zu tränken, und das nackende zu bekleiden? Ich denke, setzte der Lehrer hinzu, am Sonntage theilten sie sich einander das göttliche Wort mit, und reichten sich die menschlichen, brüderlichen Hände. Da waren Wort und That, Blick und Empfindung mit einander vereint. Es war ein Tag des Danks und der

Freude, ein Tag des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. —

Wie sie, so sollen auch wir, und was ihnen der Sonntag war, das soll er auch uns werden.

Der Sonntag.

Es dünkt mir auch schöner, sagte Wilhelm, daß wir den ersten Wochentag feiern, als den letzten.

Mir auch, sagte Hannchen, denn Sonntag klingt viel hübscher als Sonnabend und Samstag.

Der Sonntag, fuhr der Knabe fort, ist auch gleichsam der Morgen der Woche. —

Und des Morgens, sagte Paul, schaut man zuerst gen Himmel und erkennet in ihm den Geber des Tages und den ganzen Tag im Kleinen.

Man soll ja auch billig, sagte die Mutter, Gott die Erstlinge darbringen. Und der Sonntag ist der Erstling der Tage.

Gott sprach an ihnen, setzte der Vater hinzu: Es werde Licht! und es ward Licht. Und so rief er auch zum zweiten Mahl an diesem Tage in das Grab Jesu: Es werde Licht! und es wur-

de Licht! — Billig also verdienet dieser Tag den Namen der himmlischen Königin des Lichts zu führen.

Und so ist er der Tag, der die andern leiten, regieren und erleuchten soll! sagte der Schullehrer, gleichwie die Sonne die Erde und die andern wandelnden Sterne leitet, erleuchtet und erwärmet. Durch ihn soll das Licht der Erkenntniß und des Glaubens, und die Kraft und Wärme der göttlichen Liebe in uns erweckt und befördert werden. So ist der Sonntag uns ein Bild des veredelten irdischen Lebens.

Auch ein Bild des künftigen himmlischen Lebens, sagte der Großvater. Da werden wir ruhen von aller Arbeit und Mühseligkeit; so wie hier im Glauben, werden wir dort im Schauen wandeln und Gott sehen wie er ist, von Angesicht zu Angesicht. Im innigen Verein mit der Gemeine seiner Heiligen werden wir seinem Namen lobsingen. Da ist der ewige himmlische Sonntag und der Tempel Gottes.

Das Wort.

So führten die Männer, Frauen und Kinder mancherlei Reden unter einander im stillen häuslichen Kreise, Scherz und Ernst, so wie es jedem sein Herz eingab. Aber alles in Liebe,

Freundlichkeit und Anmuth. Dazu genossen sie in fröhlicher Genügsamkeit und mit Danksagung die Gaben Gottes, wie die Zeiten sie mit sich brachten. Deßhalb verging ihnen der Sonntag, ehe sie es dachten, aber sein Andenken stand die ganze Woche, wie ein helles Sternlein, vor ihrer Seele. — Auch manches feine und gute Wort, das sie am Sonntag in froher Gesellschaft der Freunde und Verwandten gehört hatten, kam in der Woche wieder hervor, wie ein verborgenes Saamenkörnlein, und brachte dann Früchte der Weisheit oder des Trostes, je nachdem es einer bedurfte. Denn wer ein gutes Wort in seinem Herzen wohl bewahrt, der sparet sich einen Schatz auf Zeiten der Noth, wo es ihm wieder erscheinet, wie ein freundlicher Mann im Dunkeln, oder wie ein gewappneter Mann zur Zeit der Gefahr. —

„Ein Wort zu seiner Zeit geredet, ist wie ein goldener Apfel in silberner Schaale" sagte der alte Großvater.

Der Sonntag ist die rechte Zeit, sagte der Meier, Worte zu geben und zu nehmen. Es ist ein Saat- und Aerndte-Tag des Unsichtbaren. Und dazu gehöret ja auch das Wort.

Nun redeten sie unter einander von dem wunderbaren Wesen der menschlichen Rede, und wie ein Laut, der unsichtbar über die Lippen schwebet, vermöge, die innern Gedanken und Empfindungen abzubilden und in dem Herzen des Hörenden die nemlichen Gedanken und Empfin-

gungen zu erzeugen. Der eine wunderte sich, wie doch die Stimme des Pfarrherrn die geräumige Kirche also erfüllen könne, daß keinem ein Wörtlein verlohren gehe. Einem andern dünkt' es sonderlich, daß in dem Gesange so vieler Stimmen die Worte sich so lieblich in einander fügen, und wohllautend dahinfließen, so wie viele Tropfen ein Bächlein oder einen Strom bilden.

Dann redeten sie von der besondern Kraft, die in den Worten liege, je nachdem sie ausgesprochen würden, und wie man mit einem Hauch seines Mundes oftmals das Herz des Menschen erquicken, aber auch inniglich betrüben könne. Und wie zum Exempel das begleitende Wort einen lieblichen Glanz verbreiten möge über die Gabe, welche man dem Armen reichet, also daß sie dadurch wie eine himmlische Gabe erscheine.

Denn das Wort füget ja die innere Emfindung herzlicher Liebe zu der Gabe, und schleußt dem Empfänger des Sichtbaren das Verborgene auf, so daß er meinet in den Himmel zu schauen, der ihm die Gabe sendet. So redeten sie noch manches von der anmuthigen, wie auch von der harten und herben Rede.

Da sagten die Männer lächelnd zu der Meierin, die ihr Kindlein auf dem Schooß hatte, sie möchte erzählen, auf welche Weise sich das Wort im Menschen bilde. Da sprach die freundliche Elisabeth: Wie sollte ich das sagen? Ist nicht auch die Sprache göttliches Geschlechts? Darum

entsteht und wächset sie so heimlich, daß der Mensch nur einzelne Erscheinungen davon wahrnehmen und erzählen kann. Dazu bildet sich ja die Sprache in dem verschwiegenen Kämmerlein des Herzens, wo auch der Gedanke und die Empfindung wohnet. — Anfangs erscheint nur die Sprache in äußeren Zeichen, vor allem in dem Blick und Lächeln des Kindes. Ihr Männer begreifet schwerlich, welch ein Sinn und Bedeutung darin liegt! — Dann bildet sich in dem Munde des Säuglings das Lallen. Beide sind gleichsam die zarten Keime und Knöspchen der Rede. Noch bleibet das Wörtlein in dem Munde, aber allmählig löset es sich von den Lippen, und schwebet in freier und kindlicher Gestalt. Das Kind freuet sich nun über den Laut seines eigenen Mundes und läßt sein junges Geschöpf stets von neuem erscheinen. Und so wie allgemach seine innere Welt heller und größer wird, beseelt es ein jegliches Wesen durch den Hauch seines Mundes und machet es durch das Wort zu seinem Eigenthum. — Jedoch, sagte die Mutter, ich verstehe mich nur auf das Lallen und Lächeln des Kindes.

Darauf winkte der Meier seiner Elisabeth und bat: Gib uns auch das Liedchen. Da sah sie ihr Knäblein an, und sang:

Das Lallen.

O wie mit Wohlgefallen
Schau ich mein holdes Büblein an!
Wie es so lieblich lallen,
Und freundlich lächeln kann.
Es sieht schier wie ein Röslein aus,
Und machet schon sein Mündchen kraus.

Es will schon „Vater" sagen.
Allein das Wörtchen ist zu schwer,
Sein Zünglein kanns nicht tragen,
Drum regt sichs hin und her.
Ei, laß das schwere Wörtlein seyn,
Bewahr' es nur im Herzen fein!

O schaut mein holdes Bübchen,
Es lallt und lächelt immerfort,
In Wang und Kinn ein Grübchen!
Bald kömmt das süße Wort!
Nichts mir fürwahr so lieblich schallt,
Als wenn mein holdes Büblein lallt!

So sang die Mutter und herzte ihr Kindlein. Da sprach sie zu dem Lehrer: Bekommen wir denn nicht zu dem Lallen auch ein kräftiges Wort? — Der Meister antwortete: Heißt es denn nicht: „Aus dem Munde des Säuglings hast du dir ein Lob zubereitet!" — Doch will ich gern das Meinige zutragen. Er sang

Das Wort.

Schön blühet und duftet die Ros' am Strauch,
Süß tönen der Nachtigall Lieder,
Und lieblich entschwebet der Frühlingshauch
Dem Himmel, zur Erde hernieder.
Doch wahrlich nichts gleichet auf irdischem Rund
Dem redenden Odem aus Lippen und Mund.

Im schweigenden Busen wird wunderbar
Das Wörtlein im Stillen geboren,
Da wächset ihm heimlich ein Flügelpaar,
Vom Herzen zum Boten erkoren.
Es öffnet der Lippen verschlossenen Saum,
Und schwebet dann säuselnd im luftigen Raum.

Nun suchet es sehnend ein anderes Herz,
Sich freundlich mit ihm zu vereinen;
Erhöhet die Freuden, und läßt den Schmerz
Die Thränen der Linderung weinen;
Es kühlet des Busens verschlossene Gluth,
Und stillet die Wogen im wallenden Blut.

Zuweilen auch rauschet mit Blitzesmacht
Das Wort auf gewaltigen Flügeln,
Erhellet des düsteren Frevels Nacht,
Und wagt es, Tyrannen zu zügeln!
Wohl zittert der Sklave und wünschet es fort,
Doch freier nur wandelt das lebende Wort. —

Wohl schwebet es lieber im zarten Duft
Der Lieb' und des Dankes zur Erde,

Umtönet mildklagend die stumme Gruft,
Erheitert die finstre Gebehrde,
Begegnet dem Seufzer mit mildem Getön,
Und wandelt in Freude des Darbenden Flehn.

Ja schwingt nicht hinauf sich in kühner Bahn
Das Wort zu den himmlischen Thoren? — —
Wohl darf es dem himmlischen Thron sich nahn,
Am Throne der Allmacht geboren!
Bevor ihn die Heerschaar der Welten umschlang,
Ertönte des Wortes gewaltiger Klang.

Da rief es hernieder des Lichtes Strahl,
Ihm schwanden die ewigen Dunkel.
Da schmückt' es mit Blumen Gebirg und Thal,
Die Himmel mit Sternengefunkel!
So wurde die Schöpfung in herrlicher Pracht
Durchs Wort des allmächtigen Mundes vollbracht.

Da hauchte der Schöpfer es in die Brust
Des sterblichen Sohnes der Erde,
Damit ihm, des Odems aus Gott bewußt,
Sein Leben ein göttliches werde!
Du Sprößling des Himmels, so bleibe denn auch
Im irdischen Munde ein göttlicher Hauch!

So sang der Meister. Männer und Frauen horchten seinen ernsten Tönen mit Andacht, und schwiegen eine Zeitlang, nachdem er vollendet hatte. Darauf begrüßten sie einander, und kehrten ein Jeder in seine Heimath. —

Der Sonntags-Feind.

Wohl freilich nicht überall in dem Dörflein feierte man den Sonntag mit solcher Herzlichkeit und Freude, wie in dem Hause des Meiers. Gleichwie die Einfalt des Herzens und der fröhliche Sinn nicht überall zu Hause sind, so waren auch hie und da einige, denen der Sonntag nicht Freude gewährte.

Zu diesen gehörte ein Mann, Namens Winand, der war karg und strebte unaufhörlich sein Gut zu vermehren, und reicher zu seyn als andere, ohne etwas davon selber zu genießen oder andern mitzutheilen. Er war immer über die Maaßen ernsthaft und finstern Aussehens.

Dieser kam an einem Sonntage nach der Predigt zu dem Pfarrer, und sie redeten mancherlei miteinander. Darauf sprach der Pfarrer zu ihm: Aber wie kommt es, Winand, daß ihr auch an dem Sonntage so finster aussehet, als ob es kein Festtag wäre, und als ständet ihr vor eurem Kornfelde, das ein Hagelschlag verheeret?

Da antwortete der Mann: Ich will es offen gestehn, der Sonntag ist mir der lästigste und traurigste Tag von allen. Die Zeit dünket mir alsdann Jahre lang, und ich sehne mich nach dem Montage, wo ich wieder schaffen und wirken kann.

Darauf sagte der Pfarrer: Mein Freund, ich will euch ein Gleichniß aus dem Evangelium erzählen:

Ein Fürst im Morgenlande stellete ein großes Gastmahl an, und ließ dazu die Aermeren seines Volkes einladen. Auch ließ er jeglichem, nach der Sitte des Morgenlandes, bei seinem Eintritt in den Pallast, ein festlich Kleid reichen. Als die Gäste nun allesammt fröhlich und guter Dinge waren, trat der Fürst hinein, und begrüßte sie freundlich, und freute sich, daß sie allesammt so froh waren.

Aber nun bemerkte er unter den Gästen einen, der hatte kein festliches Kleid an. Da sprach der Fürst: Warum sitzt dieser unter euch an meinem Tisch und hat kein festlich Kleid an? Ist ihm nicht dasselbe geboten, wie den Andern?

Da antworteten die andern Gäste: Er hat verschmähet, das Kleid anzuziehen, und sich in schmutzigem Gewande zu uns gesetzt. —

Da erzürnte der Fürst und sprach zu seinen Dienern: Wohlan, so soll er auch nicht Theil haben an meiner Güte, sondern werfet ihn hinaus aus dem fröhlichen hellen Saal in die dunkle Nacht! Da mag er seinem finsteren Gemüthe nachhängen. —

Sehet, sagte der Pfarrherr, der Sonntag ist auch ein solcher Festtag und Gastmahl, wozu jeglicher eingeladen wird. Und das festliche Kleid ist die Gesinnung, die er dazu mitbringen

muß, und es hängt nur von ihm selber ab, ob er sie haben und sich dieselbe aneigenen will. Und das ist ja nicht schwer. Wer sechs Tage im Schweiß seines Angesichts das Joch getragen, und sein Brod gegessen hat, sollte der sich nicht sehnen am siebenten Tage, den Schweiß abzuwischen, und sein Brod mit aufrechtem Haupt zu essen, und vor dem Angesicht des Gebers fröhlich zu erscheinen? —

Aber — setzte der Pfarrer hinzu — wer nur auf niedern Gewinnst bedacht ist, und nur immer frägt: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — solchen Menschen fällt es nicht ein, nach dem zu fragen, was höher ist.

Wer sich lange Zeit blos mit dem Irdischen und Sinnlichen beschäftiget, den ziehet das Irdische zuletzt so hernieder, daß er sein Haupt nicht mehr erheben kann. Wie sollte sich ein solcher des Sonntags freuen können? Er muß ihm vielmehr lästig und langweilig dünken. — Der Mensch, sagte der Pfarrer mit wehmüthiger Stimme, kann schlimmer werden, als das Thier. — Das Schwein blicket zwar nicht hinauf zu dem Eichbaum, dessen Eichel es verzehret. Aber es vermag es nicht, und wer wollte es verlangen? Es ist seine Bestimmung, zu essen und sich zu mästen. Aber dennoch kennet es diejenigen, die ihm Nahrung geben, und beweiset gegen diese eine Art von Dankbarkeit. Ein Hund liebet seinen Herrn und folget ihm,

wohin er will. — Wenn der Mensch seine unsterbliche Seele vernachlässigt, und seine höhere Bestimmung vergißt, und blos das Irdische liebet, so ist er schlimmer als das unvernünftige Thier. —

Der Besuch aus der Stadt.

An einem Sonntagmorgen in der Kirschenzeit bekam der Meier einen Besuch aus der Stadt von einem der regierenden Herrn und seiner Familie. Als der Meier mit den Seinigen aus der Kirche kam, fand er sie und bewillkommte sie herzlich. Denn im dem Hause des Meiers herrschte die Gastfreiheit, und Reiche und Arme wurden, ein jeglicher nach seinem Stande, freundlich empfangen. Auch war ihm der Besuch des Burgemeisters erfreulich. Denn er achtete den Mann wegen seiner Gerechtigkeit und vieler nützlichen Anstalten willen, die er in der Stadt angeordnet.

Als sie sich nun über mancherlei Dinge unterhielten, kam auch die Rede auf die Feier des Sonntags und den öffentlichen Gottesdienst. So fragte der Meier auch nach dem Gottesdienst in der Stadt und wunderte sich sehr, daß die Reichen und Vornehmen die Kirche selten oder gar

nicht besuchten. Das kommt mir vor, sagte er, wie die verkehrte Welt. Denn billig sollten doch die Vorsteher und Herren der Stadt dem Volke mit gutem Exempel vorgehen. „Wie der Rath, spricht Sirach, so sind auch die Bürger, und wenn die Gewaltigen klug sind, so gedeihet die Stadt.“

Darauf sagte der Burgemeister: Aus einer Predigt für das Volk kann der Gebildete doch wenig lernen.

Darauf antwortete der Meier und sprach: Lieber Herr Burgemeister, erlauben Sie mir, daß ich nach meiner Weise darauf antworte. — Vorab deucht mir, daß man in der Religion nicht so leichtlich auslerne. Aber, wenn dem auch so wäre, kommt man denn deßhalb in die Kirche, um Neues zu lernen? Mir kommt es vor, als ob vielmehr um das Alte und ewig Wahre in sich zu befestigen und zu erwecken. Und ist denn die Religion — die Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit, etwas besonders für das Volk? Genießen denn die Vornehmen einer andern Luft und eines andern Lichtes, als die geringeren Bürger? Haben sie denn einen andern Gott und Vater und Herrn? Und haben denn die Vornehmen ein anderes Herz, daß sie der Stärkung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung entbehren können?

Kann man denn diese nicht eben so gut in seinem Hause sich erwerben? Kann man nicht

in seinem Kämmerlein eben so gut beten und Gott preisen? fragte der Burgemeister.

Der Meier antwortete: Das eine thun und das andere nicht lassen! Denn es sind ja verschiedene Dinge. Die Religion ist ja nicht blos etwas Inneres, das wir in uns verschließen sollen, sondern auch etwas Gemeinsames, das uns unter einander verbindet, und das wir gemeinsam bekennen und bewahren müssen.

Burgemeister: Ich denke, jeder hat seine Religion für sich — wozu die Gemeinschaft?

Meier: Dann könnte man auch sagen; wozu überhaupt gesellige Verbindung der Menschen? — Wie würde es mit einem Hause stehen, wo der Vater, die Mutter und die Kinder, jedes seine eigenen Wege ginge, ohne sich um einander zu bekümmern? Würde da noch von gegenseitiger Liebe und Vertrauen die Rede seyn können? Wäre dieses nicht eine völlige Auflösung einer solchen Familie?

Burgem.: Welches Verband wäre denn in dem kirchlichen Gottesdienst?

Meier: Ein geistiges Band! da erscheinen wir alle als die Kinder Eines Vaters, und als die gemeinsamen Pilger, die nach Einem Vaterlande wandern. — Mir deucht doch, es sey etwas Gutes, wenn aller Herzen und Augen im gemeinschaftlichen Gebet auf Einen Vater gerichtet sind, wenn im Gesange aller Zungen gemeinsam Gott loben und preisen, und alle mit Andacht auf das Wort Gottes hören. Mir schei-

net, als ob es keine ehrwürdigere Anstalt und Vereinigung geben könne. — So ist auch der öffentliche Gottesdienst eine Anordnung Gottes, und von Jesus Christus und seinen Aposteln bestätigt und veredelt, also ein wesentlicher Theil des Christenthums.

Darauf sagte der Meier: Lassen doch auch wahrscheinlich die Vornehmen ihre Kinder im Christenthum unterrichten — oder ist dieses auch in der Stadt nicht mehr üblich? —

Bewahre Gott! sagte die Frau des Burgemeisters. Sollten sie denn wie die Heiden aufwachsen?

Ich sollte es auch denken, sagte der Meier. Denn was wünschen Eltern lieber, als daß ihre Kinder Gott vor Augen und im Herzen haben mögen. Ich glaube selbst, wenn ihnen die Wahl vorgelegt würde für ihre Kinder, zwischen dem Zustande des glücklichen Reichen im Evangelio und des armen Lazarus — ich glaube, ein Vater- und Mutterherz würde nicht lange wählen.

Und für das Letztere entscheiden! sagte die Burgemeisterin. Aber, fragte der Burgemeister, was hat die Kirche damit zu schaffen?

Ich glaube sehr viel! antwortete der Meier. Nicht wahr, der bürgerliche Verein wird durch die Gesetze erhalten, und die Gesetze wiederum durch die bürgerliche Gesellschaft. Denn wenn die Gesellschaft sich auflösete und jeder seinen eigenen Weg ginge, so würden auch die Gesetze

aufhören. — Eben so, deucht mir, verhält es sich auch mit der religiösen Gesellschaft, die wir Kirche nennen. Die Vornehmen fangen an, keinen Antheil mehr an der äußern kirchlichen Anstalt zu nehmen, und sich immer mehr von diesem Verein abzulösen. Die Bürger folgen allmählig dem Beispiel der Oberen. Man unterscheidet den Sonntag nicht mehr von dem Werkeltage; die Kirchen werden immer leerer und öder. Allmählig werden auch die Glocken verstummen; jeder geht in seinen Alltagskleidern seinem Gewerbe oder Vergnügen nach. Es wäre thöricht, noch etwas an den leerstehenden kirchlichen Gebäuden zu verwenden. Man wird Scheunen, Lazarethe, Kasernen daraus machen. An die Stelle der Religion wird die Selbstsucht treten. Und daß der Pöbel nicht dem Reicheren in sein Eigenthum breche, vervielfältige man die Kerker, die Galgen und Räder! Wo das Heilige versunken ist, da erhebe sich der Schrecken.

Gott behüte uns! rief der Burgemeister und ergriff die Hand des ernsten Mannes — dahin wird es nicht kommen!

Das wollen wir auch nicht hoffen, antwortete der Meier mit freundlichem Anblick, aber fürchten müssen wir doch, daß das Böse, da wo es begonnen hat, sich immer mehr verbreite und vollende. Denn das Böse gleichet dem Unkraut. — Und, setzte er hinzu — schlimm ist es doch, wenn eben die geachtetsten und rechtlich-

sten Menschen in solch einer wichtigen Angelegenheit kein gutes Beispiel geben. — Mögen die bösen Menschen immer fortbleiben aus den christlichen Versammlungen, und sich ausschließen, so wie sie schon ausgeschlossen sind. Aber die Redlichen, die Guten, die Väter des Volkes sie sollten es doch nicht thun. Die Augen des Volkes sehen auf sie, und durch ihren Beitritt könnte die gute Sache so viel gewinnen.

Der Meier sagte dieses mit einer solchen Gutmüthigkeit, daß der Burgemeister dadurch gerührt wurde und in eine Art von Verlegenheit gerieth. Darum sagte er: Es wäre zu wünschen, daß unserm Gottesdienst mehr Zierde und Mannichfaltigkeit gegeben würde. Denn der Mensch ist doch ein sinnliches Geschöpf. Dadurch würden manche zur Kirche gelockt werden.

Wohl freilich, antwortete der Meier, sollte in dem Gotteshause nichts sich finden, was den Sinnen anstößig seyn könnte. Uebrigens aber deucht mir die Einfalt das Schönste. Die Religion und Wahrheit sind zu hoch und herrlich, als daß sie durch äusseres Gepränge sich Jünger suchen sollten. Die, welche um des Aeussern und Sinnlichen willen kommen, sind auch nicht die wahren Jünger; sie würden des auch bald satt werden, und neues verlangen. Und ist es nicht schön und herzerhebend, wenn eine zahlreiche Gemeine, Alte und Junge, Männer und Frauen, Reiche und Arme sich in ihren Feierkleidern versammeln, als die Kinder eines Va-

ters; wenn das gemeinsame Gebet aller Herzen zum Himmel erhebt! Ist es nicht erquicklich zu hören, wenn aus aller Mund sanft oder kräftig, flehend oder jauchzend ein Gesang ertönet, und die ganze Gemeine ist wie eine vielbesaitete Davidsharfe? Ist es denn nicht erbaulich, wenn alle gemeinschaftlich nicht eines Menschen sondern Gottes Wort in lebendiger Rede vernehmen? Und was ist rührender als der einfache Tisch des Herrn, und das Gedächtnißmahl seiner Liebe? —

So machen wir selbst die Kirche zu einem Gotteshause. Und was ist schöner, als ein menschlich Antlitz, das die Andacht gen Himmel erhebet, und als ein menschliches Herz, in welchem Glaube, Hoffnung und Liebe wohnet! Und nun — eine ganze Gemeine — eine zahlreiche Gesellschaft solcher Menschen — — — sind das nicht schöne Gottesdienste des Herrn?

So redete der Meier mit erhöhtem Geiste. Dabei stand er in rüstiger Gestalt, als ob er für Heerd und Altar gestritten hätte. Der Burgemeister drückte ihm herzlich die Hand, und sagte lächelnd: Ich will mich bessern! — Da wurde der biedere Hausvater wie beschämt, und lud seine Gäste ins Freie, um die Kirschen unter den Bäumen zu essen. Es ist doch billig, sagte er, daß wir unsere Wohlthäter im Auge behalten, so wirds uns auch besser schmecken.

Der Kirschenschmaus.

Als nun die Gäste in den Obstgarten kamen, hatte Paul die Kinder unter den Bäumen gestellt, und einige von seinem Sängerchor saßen oben auf den Zweigen. Da erscholl von unten, und oben aus dem Gipfel, und von den Aesten des Baumes

Das Kirschlied.

Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und neigt die vollen Aeste!
Er scheint uns freundlich anzusehn,
Als seine lieben Gäste.

Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen!
Als wollte sie zu unserm Mund
Von selbst hinab sich neigen!

Seht ihre Bäckchen roth und schön
Versteckt im Laube blinken,
Und wenn die Sommerlüftchen wehn
Vom Baum uns freundlich winken.

Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken!
Hernieder schwebt das volle Reis;
Wir jauchzen, haschen, pflücken!

Wie lieblich, o wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch im Munde!
Dank dir, Natur! Du deckst den Tisch
Uns stets zu rechter Stunde.

Du gibst so gern, und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben!
Bevor des Herbstes Stürme wehn
Erfreun uns Most und Reben!

Das Lied der Kinder erhöhte die Freude der Gäste, und sie lobten den Gesang. Da sagte der Meier: Auf dem Lande haben wir nur einfache Freuden, diesen suchen wir einen Schwung zu geben. Und dazu dünkt uns nichts bequemer, als die Dankbarkeit. Durch sie wird jegliche Gabe geheiligt, und auch die Natur uns ein Tempel Gottes —

Der dreifache Tempel.

Ein frommer Landmann redete einst mit dem Pfarrherrn des Dorfs von dem Sonntage. Da sagte er: An diesem Tage stehet mir ein dreifacher Tempel Gottes offen, und ich besuche sie alle drei, wenn ich eben kann. — Da lächelte

der Pfarrer und sprach: Wir haben doch nur Eine Kirche, und wenn ich ihr reinliches Ansehen, und die Stille und Aufmerksamkeit meiner lieben Pfarrkinder ansehe und betrachte; freilich so deucht mir, das unser Kirchlein wohl ein Tempel Gottes könne genannt werden.

Da antwortete der Landmann: Das ist auch einer von den drei Tempeln, welche ich meine, und ich habe manch köstliches Wörtlein der Lehre und des Trostes mir daraus mit nach Hause genommen, das nicht blos auf die sechs folgenden Wochentage, sondern auf Lebenszeit sich als köstlich und standhaft bewährete. —

Dabei reichte der Landmann dem alten Pfarrherrn herzlich die Hand, und sagte: Gott erhalte Sie uns noch lange Zeit, Herr Pastor! —

Der Pfarrer drückte dem Ackersmann die Hand. Darauf fragte er: Und nun — der zweite Tempel?

Den kennen Sie besser als ich, erwiederte der Landmann, aber ich kann mich in meiner Einfalt wohl daran erbauen. Sehen Sie, fuhr er fort, wenn es sich einigermaßen thun läßt, so geh ich mit Weib und Kindern ins Freie. Und da sehen wir des Morgens die Sonne an, wie sie aufgeht und strahlet, und des Abends, wenn sie untergeht. Und dann schauen wir auf das Gefilde weit und breit, auf die Vögel des Himmels und die Blumen der Erde, und reden davon, nachdem uns das Herz gibt auszusprechen. Wenn man so ganz frei von Arbeit ist,

und das Seinige wohl vollbracht hat, da siehet man das alles mit ganz andern Augen an. Man kann einer Biene oder einem Schmetterling ordentlich nachgehen, und sich über ein Blättchen freuen. Am Abend betrachten wir dann auch, wenns klar ist, den Sternenhimmel. Wir wissen zwar mancherlei mit Nahmen zu nennen, aber es scheinet mir doch so, als ob der ganze weite Himmel ein Gewölbe des großen Tempels Gottes wäre, und als ob man auch da, wie auf der Erde, ihn überall vernehmen könnte.

Der Pfarrer nickte ihm freundlichen Beifall und sprach: Wohl gewiß, lieber Freund, ist das ein Tempel Gottes. Auch die heilige Schrift nennet es also. Und wohl kann man in solchem Tempel seiner mit Andacht gedenken.

Es ist mir, sagte der Landmann, als ob das Gemüth an Sonn- und Festtagen besonders dazu gestimmt wäre.

Und welcher ist denn der dritte Tempel? fragte der Pfarrer lächelnd.

Der Landmann antwortete: Mit Erlaubniß, Herr Pastor, mein eigenes Haus! Uns ruft dann die Arbeit nicht auseinander. Wir haben unsere besten Kleider an, und alles ist in Fröhlichkeit, Liebe und Eintracht versammelt. Mit größerer Aufmerksamkeit und Wohlgefallen ruhet dann unser Auge auf unsern Kindern, das ganze Haus schließet sich näher aneinander, und jegliche gute Gabe, die wir empfangen haben, stehet dann lebendiger vor unserer Seele; und

erinnert uns lebhafter an den gütigen Geber, in welchem ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Dazu ist eine fröhliche Stille im Hause und in den Ställen — alles reinlich und geschmückt. Ich kann mich dann des Gedankens nicht erwehren, das stille häusliche Leben sey ein Tempel, in welchem Gott wohne und woran er sein Wohlgefallen habe. —

So ist es auch fürwahr, sagte der Pfarrer, und solchen Hausvater kann mann wohl einen Priester Gottes nennen. So war auch bei den frommen Erzvätern kein anderer Tempel, als das Haus, und der Hausvater war der Priester. — Ist doch jeglicher Mensch, nach dem Ausspruch des Apostels, ein Tempel Gottes. Um wie viel mehr mag der stille Verein frommer Menschen und der fröhliche Familienbund eine Gemeine und Tempel Gottes genannt werden!

So redeten der Pfarrherr und der Landmann unter einander.

RENOVATUM.

Was bedeuten die Worte, die mit großen Buchstaben in unserer Kirche geschrieben stehn? fragte Wilhelm seinen Vater, als sie an einem Sonntage im Winter an dem Heerd saßen, und der Vater allerlei Geschichten erzählte.

Der Vater sagte: Das heißt „erneuert und ausgebessert in dem und dem Jahre." Es war ein merkwürdiges Jahr, sagte der Meier, und ich will euch die Geschichte erzählen.

Es war ein schwerer und harter Winter. Der Krieg hatte sich in unsere Gegend gezogen. Die feindlichen Heere waren zurückgedrängt bis zu unserm Dorfe. Hier setzten sie sich fest, und hielten ihre Winterquartiere. Alle Häuser waren voll Reiter von harter und roher Gemüthsart. Sie nahmen die besten Kammern des Hauses, und mancher Bewohner mußte auf dem Stroh schlafen in der bittern Kälte; dazu verzehrten sie den Vorrath des Jahres. Aber die Häuser vermochten nicht, die Menge zu fassen. So ward auch die Kirche angefüllt mit Heu und Stroh und allerlei Kriegsgeräthen und Rüstungen. Schlachtvieh und Pferde standen an den Pfeilern angebunden. Es war ein wildes Gewühl, und der Muthwille mißbrauchte die schöne Orgel zu allerlei sündlichem Geleier, oder zu ungestümem Geräusch und verwirrendem Mißlaut, daß es denen, die es hörten, durch die Seele ging. Dazu zerrete jeder, der Lust hatte, an den Glocken bei Tag und Nacht. Ach, in dem stillen Gotteshause war ein schreckliches Bild der menschlichen Zwietracht und des unnatürlichen Haders.

Kinder, sagte der Vater, wie sehneten wir uns damals, wiederum ein ordentlich fröhliches Geläut und Orgelspiel zu hören, und gemein-

sam in Gottes Gemeine uns zu versammeln! Ja fürwahr, es ist dem Menschen heilsam, daß er zuweilen des Guten entbehre, damit er dessen Werth erkenne, und es ihm wieder jung und erfreulich erscheine. Das sagt mir das Wörtlein RENOVATUM.

Endlich kam die ersehnte Zeit. Das Frühjahr brachte uns den lieben Frieden; die feindlichen Reiter verließen unsere Gegend.

Da hatte jeder genug an seinen Häusern zu reinigen und zu bessern. Aber man that es mit Freuden; so ging es auch schnell von statten. Und nun standen alle und harreten des Sonntags, wo man wieder in der Gemeine erscheinen möchte.

Aber der Pfarrer sprach: Die Kirche ist zu einem Schober entwürdigt worden! So können wir nicht mit Freuden erscheinen. Und er sendete die Aeltesten im Dorfe umher, ob Jemand noch ein Scherflein geben könnte bei der allgemeinen Noth. Da gaben sie alle reichlich, und viel mehr, als der Pfarrer und die Aeltesten erwarteten. Auch gab es ein Jeder mit Freuden, und manche kamen, selbst Hand mit anzulegen. Der Pfarrer aber sprach: Die Liebe überwindet alles.

Jetzt wurde die Kirche gesäubert, die Sitze neu gefärbt, die Orgel wiederum eingerichtet, Summa, alles wurde mit Fleiß so beschickt, daß es ein neues und lustiges Aussehen gewann. Am Sonntag in der Frühe gingen mehrere Mäd-

chen heimlich hin, und schmückten die Kanzel mit einem zierlichen Laub- und Blumengewinde, also auch die Orgel.

Als nun das erste Geläute begann, da standen die Bewohner allzumal schon vor den Thüren, als ob sie es nicht erwarten könnten, und hatten die schönsten Feierkleider an. Das Geläut dünkte einem wie ein Gesang aus dem Himmel, und es war uns zu Muthe, wie einem Genesenen, der den langen Winter auf dem Krankenlager zugebracht hat, und nun im lieblichen Schein der Frühlingssonne ein frohes neues Leben beginnt.

Und als nun das zweite Geläut ertönete, wandelten die Menschen groß und klein, alt und jung nach der Kirche, alle mit eigener fröhlicher Empfindung und heiteren Angesichts.

Beim Eintritt in die Kirche aber erstaunten sie, und viele weinten vor Freuden. Denn alles dünkte ihnen neu geschaffen; und wie wenn nach einem schweren Gewitter die Sonne lieblich hervorkommt, und ein sanfter Regen herabfällt, und der Regenbogen sich am Himmel ausbreitet, — so war es ihnen auch jetzo in der hellen neuen Kirche. Die Sonne schien an diesem Tage so freundlich, als ob sie mit zu den Feiernden gehörte.

Nachdem die Gemeine versammelt war, trat der freundliche Lehrer der Schule mit seinen Knaben und Mädchen auf, und sie stimmten ei-

nen Lobgesang an, der fröhlich und ernst durch die Kirche tönte. Der Gesang lautete folgendermaßen:

Lobt den Herrn! *)
Er ist die Liebe!
Er verläßt die Seinen nicht.
Blickt auch unser Auge trübe,
Freundlich strahlt sein Angesicht.

Lobt den Herrn!
Er ist voll Milde!
Nach des Wetters schwüler Nacht
Glänzen schöner die Gefilde
Und des Regenbogens Pracht!

Lobt den Herrn!
Von seinem Regen
Duftet lieblicher die Au,
Und erfüllt von seinem Segen
Steht gebückt die Blum' im Thau!

Lobt den Herrn!
Auch wenn wir weinen
Siehet uns sein Angesicht.
Er verlässet nicht die Seinen.
Vater! du verläßt uns nicht.

---

*) Nach der bekannten trefflichen Melodie von Rolle zu dem Klopstockschen: Lobt den Herrn.

Lobt den Herrn!
Es fallen Thränen
Auf des Erdenpilgers Pfad!
Aber unter stillem Sehnen
Reift des Himmels ew'ge Saat!

Viele weinten, während dieses Lied gesungen ward, aber es waren Thränen der Freude und Dankbarkeit. Darauf that der Pfarrer ein Dankgebet am Altar aus dem Herzen — und so ging es auch jeglichem zu Herzen.

Nun sang die Gemeine ein Lob- und Danklied, und jedem deuchte, es habe noch nie so schön und kräftig in der Kirche geklungen. Auch tönte die verbesserte Orgel kräftiger und lieblicher, denn zuvor, so daß jeder sagen mußte, Gottes Segen sey recht sichtbar und hörbar. —

Darauf trat der Pfarrer auf die Kanzel und redete über die Worte: „Das Alte ist vergangen, es ist alles neu worden!“ — Seine Rede war fröhlich und ernsthaft. Zuletzt stellte er unser Kirchlein dar, als ein Sinnbild eines Christen, über welchen Widerwärtigkeiten und Leiden kommen, der aber neu und veredelt aus denselben hervorgeht. Dann wurde das heilige Abendmahl von der ganzen Gemeine mit besonderer Rührung und Liebe genossen, und am Schluß sangen die Knaben und Mädchen wieder einen schönen Psalm, welcher folgendermaßen lautete.

Ja fürwahr! uns führt mit sanfter Hand
Ein Hirt durchs Pilgerland
Der dunkeln Erde,
Uns seine kleine Heerde. Hallelujah!

Wenn in Dunkel auch sein Häuflein irrt,
Er wacht, der treue Hirt,
Und läßt den Seinen
Ein freundlich Sternlein scheinen. Hallelujah!

Sicher leitet aus des Todes Graun
Er uns auf grünen Aun,
Aus Sturm und Wellen
Zur Kühlung leiser Quellen. Hallelujah!

Freundlich blickt sein Aug' auf uns herab.
Sein sanfter Hirtenstab
Bringt Trost und Friede.
Er wachet sich nicht müde! Hallelujah.

Ja, fürwahr, Er ist getreu und gut.
Auch unser Dörflein ruht
In seinen Armen.
Sein Name ist Erbarmen. Hallelujah! *)

*) Dieses Lied ist nach Psalm 33. Die Melodie nach dem Klopstockschen: Auferstehn, ja auferstehn, rc.

Aus eigner Bewegung stimmte die ganze Gemeine jedesmal in das Hallelujah, wenn es zum zweitenmal gesungen wurde, welches recht feierlich und schön lautete.

Nachdem alles dieses vollbracht war, ging ein jeder fröhlich nach Hause, und stellte ein Fest an, so gut er vermochte und es die schlimmen Zeiten erlaubten. Aber des Vielen und Großen bedurfte es nicht, denn das Herz eines jeden war fröhlich und wohlgemuth. Auch war Allen die Kirche nun doppelt werth und theuer geworden. Und am Abende beim Sonnenuntergang und im Mondenschein versammelte sich beinah das ganze Dörflein um dieselbe, als ob der Nachbar es mit dem Nachbar gemeinschaftlich besprochen hätte.

Also erzählte der Meier am traulichen Heerd.

Das Kirchlein.

Als der Meier seine Erzählung vollendet hatte, sahen die Kinder den alten Paul, der auch am Heerd saß, gleichsam fragend an, ob er nicht noch einiges wüßte. Der Meier sagte zu ihm: Ich sehe es dir an, daß du ein Liedchen auf dem Herzen hast! Da baten die Kinder noch

mehr. Und Paul gestand, daß er an jenem Abend beim Sonnenuntergang ein Lied gesungen habe. Aber man muß, sagte er, die Kirche im Auge haben, und die Sonne muß untergehn! — Das sind freilich Anstalten, antwortete der Meier, die wir jetzt nicht zur Hand haben. Aber bei dem flammenden Heerd können wir es uns leicht einbilden.

Da sang Paul sein Liedchen:

O sehet doch, wie fein und hold
Dort unser Kirchlein strahlet,
Rings von der Abendsonne Gold
Umflossen und bemahlet!
Wie ists so still und leis' umher!
Nein, solch ein Kirchlein gibts nicht mehr.

Es prangt im Grünen hell und weiß,
Und schauet frisch und munter
Auf unsers Dörfleins bunten Kreis,
Und dann ins Thal hinunter.
Man siehts ihm an, wie es sich freut
In seiner Zierd' und Reinlichkeit.

O seht im goldnen Abendglanz
Des Kirchleins Fenster strahlen!
Wie eine Braut im Blumenkranz,
So steht es da, zum Mahlen.
Ei schauet, wie es glänzt und glüht,
Und wie ein Pfirsichbäumlein blüht.

Doch immer wird's ihm nicht so gut,
Oft toben Sturm und Regen
Um's Kirchlein, doch es denkt voll Muth:
Das wird sich auch schon legen!
Mag auch Gewölk und Wetter dräun,
Auf Regen folget Sonnenschein!

Und glaubt es nur, nicht minder schön
Ist's Kirchlein auch von innen.
Fein blau und weiß die Bänke stehn,
Und ist so still darinnen.
Und Sonntag steht kein Bänklein leer —
Nein, solch ein Kirchlein gibts nicht mehr.

Und wenn die Orgel glänzt und klingt
Mit ihren Silberpfeifen,
Wie dann ihr Schall das Herz durchdringt!
Es läßt sich kaum begreifen!
Man sieht und hörts mit Staunen an,
Und fühlt, was man nicht sagen kann.

Hoch oben an des Pfeilers Wand
Die Kanzel herrlich thronet,
Gar wundersam von Meisterhand
Vergoldet und gebohnet.
Dann kommt der Pfarrherr unverzagt,
Wohl wunderts einen, wie er's wagt.

Er aber tritt, ein Held, hervor,
Und leitet seine Heerde
Zur Himmelsbahn, und hebt empor

Die Herzen von der Erde.
Sanft träuft sein Wort, wie milder Thau
Auf eine dürre Blumenau.

O seht, die liebe Sonne sinkt,
Es dunkelt schon im Thale!
Nur noch des Thurmes Spitze blinkt
Im letzten goldnen Strahle.
Wie wirds so heimlich rings umher!
Nein, solch ein Kirchlein gibts nicht mehr!

Das Wort Gottes.

Was heißet das: Wort Gottes? fragte eines Tages die wißbegierige Maria ihre Mutter, als sie zusammen aus der Kirche kamen.

Das heißt: was Gott zu uns redet! antwortete die Mutter. — Wie sollte Gott zu uns reden? fragte das Mädchen. Die Mutter sprach: Er redet ja in deinem eigenen Herzen, so wie in den Herzen aller Menschen. —

Das Mädchen blickte die Mutter mit Befremden an. Da sprach die Mutter: Gesetzt, du hättest großen Hunger, und dein Weg führte dich durch den Obstgarten unsers Nachbars, du sähest da die schönen Aepfel und Birnen — da

wär' es das nächste und beste, du nähmest, so viel du Lust hättest, und stilltest deinen Hunger.

Nicht doch, erwiederte Maria, da wollt' ich lieber den Hunger ertragen. Denn jenes wäre ja bös' und unrecht.

Mutter: Ja, ich meine, der Nachbar müßte nichts davon wissen, und es auch nicht gewahr werden! Er hat ja auch so viele Aepfel. — —

Maria: Es ist und bleibet doch unrecht.

Mutter: Wer sagt dir das?

Maria: Mein eigenes Herz! Und wenn ich doch von dem Obst heimlich nähme, so würde mein Herz mir Vorwürfe machen, und mir sagen, daß es unrecht und böse sey.

Mutter: Warum denn das, wenn der Nachbar es nicht weiß, und nicht dadurch leidet?

Maria: Ei, liebe Mutter! Was hat denn der Nachbar und die Aepfel mit meinem Herzen zu thun? Mein Herz sagt mir ja: was unrecht und böse ist; das ist unrecht und böse.

Mutter: Kann denn dein Herz reden, Maria?

Maria: Ja, wohl nicht eigentlich! Aber es ist doch als wenn eine Stimme darin wäre, die mir Beifall gäbe, wenn ich recht gehandelt, und „Pfui" sagt, wenn ich böses gethan habe.

Mutter: Wohl, mein Kind. Man pflegt diese innere Stimme des Herzens auch das Ge-

wissen zu nennen; vielleicht, weil es so gewiß und bestimmt ist, was sie aussagt.

Maria: Darum durft' ich dir auch wohl vorher widersprechen? Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter: Ja wohl, mein Kind! Zu begreifen was bös' und gut ist, dazu bedarf es nicht eines hohen Verstandes oder besonderer Klugheit, sondern nur eines einfältigen Herzens, das auf sich selber merke. — Das Gewissen ist in uns wie das Leben; und wie das Herz schlägt, so redet das Gewissen in uns; und man kann dabei nicht fragen: warum? — Es redet in uns so laut und vernehmlich, als ob es eine Stimme wäre.

Siehest du, fuhr die Mutter fort, das ist das göttliche Wort in dem Innern des Menschen. Wenn der Mensch noch in dem reinen Zustande wäre, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, dann wäre dieses innere Wort genug, ihn zu warnen und zu leiten. Aber der Mensch ist lange nicht so, wie er seyn sollte; er ist abgewichen von seiner Reinheit; er ist verderbt, und hat eine überwiegende Neigung zum Bösen. Diese Verderbtheit des Menschen schwächt, verdunkelt und überwältigt oft sein Gewissen.

Und doch weiß er wohl, daß er gut und heilig werden soll. So bedarf er in seinem verderbten Zustande eines andern göttlichen Wortes, das zwar mit dem innern genau überein-

stimmt, allein zugleich den Menschen belehrt, wie er aus diesem verderbten Zustande zur Besserung und Heiligung gelangen, und so in seinem Innern des göttlichen Friedens und Wohlgefallens fähig werden möge. —

Durch Jesus Christus, und andere von Gott besonders erleuchtete Menschen ist dieses göttliche Wort ausgesprochen. Auch schriftlich ist es uns aufbewahret worden, und das Buch, worin es enthalten ist, heißt deshalb die heilige Schrift. — Jetzt wirst du, liebe Maria, sagte die Mutter, anfangen zu begreifen, was es heißt, wenn von Gottes Wort die Rede ist, und wenn der Pfarrer sagte: „Es sey dem Menschen eine Leuchte seines Fußes, und ein Licht auf seinem Wege." Künftig wirst du ein mehreres davon hören. Folge du aber nur der Stimme Gottes in deinem Herzen; dann wirst du künftig auch das Wort Gottes in der heiligen Schrift desto besser verstehen.

Andacht.

Ein andermal fragte die wißbegierige Maria die Mutter, als sie an einem Sonntage traulich beisammen saßen: Was heißt das Wörtlein

Andacht? und wie muß man in der Kirche andächtig seyn?

Die Mutter antwortete und sprach: Es kommen wohl manche in die Kirche ohne Andacht, aus bloßer Gewohnheit, oder weil sie andere hineingehen sehen, und aus andern Gründen. Aber solche gehen auch aus der Kirche, wie sie hereingekommen sind, ohne einiges mit nach Hause zu bringen. Sie ahmen nur den Schein des Guten nach, ohne es im Herzen zu empfinden. Vielmehr gewöhnen sie sich an den äußern Schein; so gehet ihnen auch das Wort der Lehre vorüber, wie ein Gesumm, und das Herz erkaltet vielmehr, als daß es für das Gute und Wahre erwärmt würde.

Aber ich will dir lieber ein Gleichniß aus der heiligen Schrift erzählen, sagte die Mutter, und die Kinder setzten sich näher um sie her. Denn sie höreten die Mutter so gerne erzählen. Darauf begann sie:

Eines Tages saß Jesus mit seinen Jüngern an dem Ufer des galiläischen Meeres. *) Das Volk, dem er so viele Wohlthaten erwies, und welches ihn so gerne hörte, hatte bald erforscht, wo er war. Es strömte hinaus und begab sich an den See. Jesus ließ das Volk nun an dem

*) Der Lehrer thut sehr wohl, wenn er die Kinder mit dem Geburtslande Jesu und des Christenthums genau bekannt macht. In der Folge dieses Büchleins wird mehreres darüber vorkommen.

Gestade sich lagern, und er selbst trat mit seinen Jüngern in ein Schiff, und aus dem Schiffe redete er zu dem Volke.

Das war eine schöne Kanzel! sagten die Kinder.

Ja wohl, antwortete die Mutter! so war es auch. Er liebte die Ordnung und Stille. So ließ er ein andermal das Volk sich an einem Berge lagern, und er selbst redete von einer Anhöhe zu ihnen hernieder. So jetzt vom See aus einem Fischernachen.

Er sah das Volk mit Mitleid und Liebe an. Denn sie kamen ihm vor, wie Schaafe, die keinen Hirten haben, und in der Irre wandeln. Er wußte, daß in ihren Herzen das Bedürfniß nach dem Bessern und Göttlichen nicht ganz erstorben und erstickt sey. Aber er sah zugleich, daß bei den meisten dieses innere Verlangen zu schwach war, um wie ein helles Licht hervorzubrechen, und die Herzen der Menschen zu erleuchten und zu erneuern. Er wollte ihnen gern der treue Hirt und Führer werden, wenn sie ihn nur dafür erkennen und annehmen wollten.

Warum thaten sie denn das nicht? fragte Maria; er war ja so freundlich und gut, und sagte ihnen alles so deutlich und klar. —

Dasselbe mochten ihn auch wohl seine Jünger fragen, liebe Maria, erwiederte die Mutter, wenn sie eine Menge Volks um ihn her versammelt sahen, und dann wiederum bedach-

ten, wie doch so wenige ihm von Herzen anhingen und nachfolgeten. —

Und wohl mochte das Volk selbst nicht recht deutlich wissen, warum es ihm so eifrig nachfolgte und so gern seine Reden hörete. —

Da sagte Jesus unter andern auch folgendes Gleichniß: „Ein Säemann ging aus zu säen. Und indem er säete, fiel etliches an den Weg. Da kamen die Vögel und fraßen den Saamen. — Etliches fiel in das Steinigte, da es nicht viel Erde hatte. Und es ging bald auf, darum eben, weil es nicht tiefe Erde hatte. Aber als der Saame aufging, verwelkt' es, und weil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. — Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und erstickten es. — Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig."

Das ist alles ganz natürlich, sagte Heinrich, und so würde es auch jetzt noch gehen. Darum reinigen wir auch den Acker von Steinen und Dornen, daß es ein guter Acker werde.

Siehe, sagte die Mutter, ein solcher guter Acker ist ein Bild eines guten Herzens. Und der Saame ist ein Bild des göttlichen Wortes. So wie ein guter Acker den Saamen leicht in sich aufnimmt, und dann jegliches Körnlein keimet, und erst die Blätter hervorbringt, und aus den Blättern den Halm, und an dem Halm die volle Aehre — so auch ein gutes Herz. Es

nimmt vorerst das göttliche Wort begierig auf, und bewahret es in sich, also daß es dasselbe versteht und wohl fasset. Dann zeiget sich die Kraft des Wortes in der Wärme des Herzens, und es strebet empor in Gesinnung und Handlung zu Gott, so wie das Hälmlein zum Himmel aufstrebet. Und endlich bringet es dann in dem guten Herzen die unsichtbare herrliche Frucht, so wie aus dem Saamen in gutem Boden ein schönes volles Aehrenfeld erwächst, und den Säemann mit Freuden erfüllt. Aber die unsichtbare Frucht ist viel schöner und erfreulicher. „Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig;" sagt das göttliche Wort.

Mutter, jetzt weiß ich, was Andacht ist — sagten die Kinder. An das, was gut und wahr ist, recht ernstlich und aufmerksam denken — sagte das eine. Und es in sich aufnehmen und bewahren, sagte das andere. Und Gottes Wort so zu Herzen nehmen und glauben, als ob man es nun aus seinem Munde hörte, sagte ein drittes.

Wohl, sagte die Mutter, ein jegliches von euch hat etwas gesagt, das zur Andacht gehört. Ihr beweiset dadurch, daß ihr mit Aufmerksamkeit — ja wohl selbst mit Andacht zugehört habt.

Worin ist denn beides verschieden? fragten die Kinder.

Die Mutter antwortete: Wenn ich dir, liebe Maria, etwas zeige und lehre, und du strengest dich an, alles was ich dir sage, wohl zu fassen und zu behalten, dann bist du aufmerksam; denn du richtest deine Seele auf das, was ich dir sage, und merkest es dir. So, als ich dir neulich erzählte und zeigte, was alles mit dem Flachs vorgehen muß, bis er zur Leinewand wird — da warest du aufmerksam, und bewiesest dadurch, daß du mir es wieder erzähltest, daß du aufmerksam gewesen warest. So auch wenn ihr aus der Schule heimkommt, und vieles richtig zu erzählen wisset, so ist das ein Zeichen, daß ihr aufmerksam gewesen seyd. — Ebenso wenn ihr auf dem Felde geht, so vermöget ihr aufmerksam zu seyn auf das, was ihr sehet. Ein Thier vermag das nicht, denn es hat keinen Verstand und kann nicht denken, noch weniger vermag es, aus freien Stücken seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu richten.

Also, wer nicht aufmerksam ist auf das, was er siehet und höret, der ist wie ein Thier, und bleibt auch so unverständig, wie ein Thier. Darum müssen Kinder sich früh daran gewöhnen, aufmerksam zu seyn auf alles, was sie umgibt und was sie sehen und hören, damit sie verständiger werden.

Aber, fuhr die Mutter fort, es ist nicht genug, daß der Mensch verständig und klug sey. Er soll besonders fromm und gut wer-

den. — Unser eigenes Herz sagt uns, daß dieses das Beste und Höchste ist, und dazu machte uns der liebe Gott seinen Willen in seinem Worte bekannt.

Wenn wir nun auf dieses göttliche Wort in der heiligen Schrift und in uns selbst, aufmerksam sind und von Herzen begierig darnach, — kurz, wenn wir uns Gott und seinen Willen recht lebhaft vorstellen und vergegenwärtigen, so sind wir andächtig. —

Wenn jemand zu beten meint, und blos ein auswendig gelerntes Gebet hersagt, dabei aber an etwas anders denkt — ist der wohl andächtig?

Nein, sagten die Kinder — das wäre bloß etwas Aeußeres, und kann zu nichts dienen. Andacht ist ja in dem Innern und im Herzen der Menschen, und muß aus dem Herzen kommen.

Ja wohl, sagte die Mutter, und darum nennet es auch der Heiland nicht Beten, sondern Worte machen und ein heidnisches Plappern. Ein solcher ist nicht einmal aufmerksam auf das, was er thut, vielweniger andächtig.

So kann man auch in der Kirche andächtig seyn, wenn man alles, was in derselben zu unserer Belehrung und Besserung, und zu unserm Trost und Erhebung geschiehet, mit ganzem Herzen in sich aufnimmt.

Das Wort Andacht bestehet aus zwei Wörtlein, nemlich an und denken. Und weil der

Mensch nichts Höheres, Größeres und Besseres denken und empfinden kann, als GOTT — so hat man mit dem einfachen Worte dieses größte und beste Denken und Emfinden bezeichnet.

Edmund.

Was hat man denn zu thun, liebe Mutter, damit man auch andächtig werde? fragten die Kinder.

Die Mutter antwortete: Das ist nicht schwer, ihr lieben Kinder. Denn der himmlische Vater ist uns überall nahe, und wir können seine Güte und Liebe, und seine Weisheit und Allmacht leicht erkennen. Denn wir haben ja von ihm eine vernünftige Seele und ein empfindendes Herz empfangen.

Ich will euch, sagte die Mutter mit sanfter Stimme, noch einiges von unserm lieben Edmund erzählen.

Ach! es war ein liebes und frommes Kind, sagte die Mutter. Als er noch ganz klein war, und eben reden konnte, da war er schon recht verständig nach seiner Art, und aufmerksam auf alles. Er fragte nach allem, was er sah, und wenn der Vater von der Arbeit vom Felde kam,

lief er ihm entgegen. Dann setzte ihn der Vater auf seine Kniee, und mußte ihm allerlei erzählen, was er gethan und was er auf dem Felde gesehen hatte. Und als er nun größer und 8 Jahr alt war, da ging er mit auf das Feld, und wir wunderten uns über seine Kraft und seinen besondern Muth. Denn er wußte schon vieles klüglich einzurichten und zu überlegen. Davon zeuget euch noch das kleine Gärtchen und die Baumschule, die er allein an egte und besorgte, und welche noch dastehen, mir ein lebendiges Bild des lieben fröhlichen Knaben. — Indem die Mutter dieses sagte, kamen ihr die Thränen in die Augen, und sie verbarg dieselben. Aber die Kinder merkten es, und liebkoseten die Mutter. Die Mutter aber fuhr fort zu erzählen: Bald nun verlangt' ihn, daß man ihn ferner unterweisen möchte, und ich lehrte ihn lesen, so schickte ihn auch der Vater bald in die Schule, und er nahm mit jeglichem Tage zu an Weisheit und Anmuth. Er achtete auf alles mit besonderm Fleiß, und betrachtete die Blumen zu seinen Füßen, und die Sterne am Himmel und alle Geschöpfe Gottes mit besonderer Liebe und Aufmerksamkeit, und wußte von ihnen so zu reden, daß selbst der Pfarrer sich des Knaben verwunderte, und zuweilen sagte: Ich werde einen guten Jünger in der christlichen Lehre an ihm haben; denn er ist aufmerksam in allem, so wird er auch andächtig werden. Und so geschah es auch; denn nachdem er den köstli-

chen Gedanken und das Bild des himmlischen Vaters in sein kindliches Herz aufgenommen hatte, da wurden Edmund die Natur und auch die Menschen immer werther und theurer. Es war eine rechte Lust mit ihm im Felde, oder zu Hause, oder in der Kirche zu seyn. Denn er hatte ein fröhliches Gemüth, dabei war er aber doch still und ruhig in sich selber, und immer darauf bedacht, seinen Eltern und andern Menschen Freude zu machen. Und wenn er allein war, so wiederholte er in Gedanken, was er gelernt und gehört hatte, oder er betrachtete die Blumen und Gewächse des Feldes mit besonderer Aufmerksamkeit, oder er sang ein Liedchen, deren er manche wußte.

So nahm er immer mehr zu an Kenntnissen und Liebe. Und als er kaum ein Jahr in die Lehre gegangen war, sagte der Pfarrer, obwohl Edmund erst vierzehn Jahr alt wäre, so könne er doch sehr wohl sein Bekenntniß thun. Aber Edmund bat, daß er noch ein halbes Jahr mögte in die Lehre gehen dürfen. Ach, da kam die böse Krankheit. Er tröstete uns, wenn wir an seinem Bette saßen und weineten. Wenn ich auch sterben muß, sagte er, dann komm' ich ja in den Himmel, und da kommen wir ja alle wieder bei einander. Dort ist es noch viel schöner als auf der Erde, und da sind wir dem himmlischen Vater viel näher. So redete Edmund. Zuletzt als es schlimmer mit ihm ward, und er heftige Schmerzen litt, wurd' er doch

nicht ungeduldig, sondern er betete mit freundlichem Angesicht, und oft lächelte er im Traum, und erzählte dann, wie er liebliche Gestalten der Engel um sich gesehen. Da starb er ganz sanft in meinen Armen. Und als wir ihn begruben, hielt der Pfarrer eine Rede über die Worte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr das Reich Gottes nicht sehen. —

Es wurde der Mutter schwer, bis zu Ende zu erzählen. Darauf sagte sie: Edmund war ein andächtiges Kind — er dachte oft mit inniger Liebe und herzlichem Glauben an Gott, als den liebevollen Vater, und hörete gern von göttlichen Dingen reden. Dieses kam daher, weil er von Jugend auf seine Aufmerksamkeit geübt und durch sorgfältige Betrachtung der Natur und der Dinge seinen Geist gebildet hatte, vor allem aber weil er ein frommes liebevolles Gemüth besaß und in sich bewahrete. —

So war Edmund der Gedanke an Gott eben so natürlich und nahe, als der Gedanke an seine Eltern. Er verließ ihn auch da nicht, als die Schmerzen der Krankheit ihn quälten, und der Tod ihn von uns nahm. Vielmehr ward dieser Gedanke nun seine Erquickung. Wie sollte auch demjenigen, der in dem frommen Andenken an Gott sein höchstes Vergnügen fand, der Hingang zu dem himmlischen Vater schrecklich seyn können?

Die Kuh.

Ein andermal erzählte die Mutter den Kindern folgende Geschichte: In unserm Dorfe wohnte eine Wittwe mit fünf Kindern, die war sehr arm und ernährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. — Auch gelang es ihr anfangs wohl, so daß sie jährlich von ihrem kleinen Felde reichlich einärndtete, und es an ihrem Hausbedarf nicht gänzlich fehlete. Aber ein ander Jahr mißrieth die Frucht, dazu starb ihre einzige Kuh, so daß sie in große Noth kam mit ihren fünf Kindern. — Da ward sie sehr mißmuthig, und sprach: Betteln mag ich nicht, und das Arbeiten und der Fleiß nutzen mir nicht. Es wäre mir besser ich stürbe! — Also war sie sehr ungeduldig und mißmuthig in ihrem Herzen. — Als sie so da saß in ihrem Kummer; hörete sie von ferne das Geläut aus dem Dorf, — und es war ihr ein erquickendes Getön. Denn sie dachte: So wird man auch bald mich zu Grabe läuten! — Darauf trat ihr Mägdlein in die Kammer, und sprach: Mutter, sie läuten im Dorfe. Willst du nicht zur Kirche gehen? Ich will des Hauses wohl hüten! — So sprach das Mägdlein, ihre Tochter. Denn die Mutter pflegte alle Sonntage zur Kirche zu gehen, und fröhlicher heimzukehren. Darum dachte sie bei den Worten ihres

Kindes: Warum sollt' ich nicht auch heute hingehen in den bösen Tagen, wie ich in den guten gethan habe? So ging sie, obwohl mit schwerem Herzen, zur Kirche, und setzte sich hinter einen Pfeiler. Denn sie schämte sich ihres Unmuths. Darauf als das Lied anfing, vermogte sie kaum mitzusingen vor heimlichem Weinen, und sie konnte ihre Thränen kaum verbergen. Und als der Pfarrer von der Liebe und Güte Gottes redete, war ihr ein jedes Wort erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war weich, wie ein wohlvorbereitetes Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Saamen in sich aufnimmt. — Als nun die Kirche aus war, ging sie mit demüthigem Herzen getröstet nach Hause, und sagte: Hab' ich doch das Meinige gethan! So wird ja auch wohl der Vater es wohl machen, und das Seinige thun. Und vor allen war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt zu Herzen gegangen: „Durch Stilleseyn und Hoffen werdet ihr stark seyn!" — Gott, sagte sie, hat meine Thränen gesehen, er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann in der Gemeine die Wittwe bemerkt in ihrem Kummer. Und auch diesem war die Predigt von der Liebe Gottes zu Herzen gegangen, und er dachte, als er die Wittwe sah: Sie hat ein heimlich Leiden; darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken, und nicht so fröhlich nach dem Hause des Herrn gehen

wie du. Deßhalb fragte er unter der Hand nach der Wittwe. —

Als nun am Abend die Wittib mit ihren Kindlein bei dem Lämpchen saß, und sie sich unter einander trösteten und vorsetzten fleißig zu arbeiten, sagte die Mutter: So wollen wir erst ein Geislamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Milchkuh. Als sie diese Worte geredet hatte, vernahmen sie an der Thür ein Gebrüll, wie das einer Kuh. Da wurde es ihnen wehmüthig, denn sie gedachten der Kuh, die ihnen gestorben war.

Als es nun aber leise an die Thür klopfte, da erschracken sie, und nachdem sie die Thüre geöffnet, trat ein Mann hinzu, und sagte: Sehet, ein guter Freund sendet euch diese Kuh, und diese Säcke, nebst seinem freundlichen Gruß. Da erstaunten sie noch mehr, und ehe sie noch zu danken vermochten und die Männer befragen, waren sie schon von dannen gegangen. Die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, und war schwarz und weiß gefleckt und viel schöner, als die gestorbene. Da führten die Kinder sie jauchzend in den Stall, und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter aber weinte heimlich. Des andern Tages kam der Meier selbst zu der Wittwe, und sagte: Ihr habet gestern in der Kirche Gott eure Thränen dargebracht, dafür hat er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Dankes schuldig. Denn er hat mich reichlich geseg-

net. So seyd so gut und nehmet es ohne Dank, als eine Schuld, die ich gerne abtrage. Ich danke Gott, daß er in der Kirche mein Herz erweckt hat, euch zu helfen. — So sprach der Meier, und nun schieden sie fröhlich von einander.

Sehet Kinder, sagte die Mutter, so hatte der Gedanke an Gott das Herz der Mutter dem Troste, und das Herz des Meiers der mildthätigen Liebe geöffnet.

Die mütterliche Lehre.

Als die Mutter so den Kindern erzählte, trat der Vater herein, und freuete sich, als er die Kinder so aufmerksam um die Mutter sitzen sah, und wie sie ihr zuhöreten. Die Kinder aber grüßten den Vater, und rühmeten die schönen Lehren und Erzählungen der Mutter, und sagten, wovon sie zu ihnen geredet.

Da lächelte der Vater und sprach: Nun, so hat euch ja die Mutter eine rechte Predigt gehalten, und ihr seyd auch andächtig gewesen! das ist schön!

Da sagte die Mutter: Nein, im Hause ist der Hausvater der Priester und Pfarrherr. Uns Frauen ist die äußere Pflege vertrauet, wir sind nur die Leviten des Hauses.

Nicht doch, meine Liebe, erwiederte darauf der Vater. So wie ihr dem Kindlein die Milch reichet und nachher die Speise, und sie zur Reinlichkeit gewöhnet; so sind auch der Mutter Lippen und ihre sanfte Rede geschickter, dem kindlichen Herzen die sanfte Wahrheit und das göttliche Wort einzuflößen.

Nachdem der Vater diese Worte geredet, sprach er zu den Kindern: Nun singet einmal! Zugleich winkte er ihnen, daß sie ein Liedlein singen sollten, welches sie in der Schule gelernt hatten, und womit der Vater die Mutter überraschen wollte. Sie stellten sich in einen Kreis, und die Kinder sangen abwechselnd in einzelnen Stimmen, und dann im Chor, wo auch der Vater mit einstimmte. Das Lied lautet wie folget:

Die Mutterliebe.

Am stillen Pfad der Kindheit fleußt
Ein Börnlein sanft und helle,
Es rieselt kühl, es rieselt mild,
Und trägt des blauen Himmels Bild
In seiner Silberwelle.
Ach, ohne dieses Börnlein wär
Des Lebens Morgen freundenleer,
Der Kindheit Himmel trübe. —

Chor:

Das Börnlein ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterliebe!

Am Börnlein sieht man sanft und hell
Ein zartes Blümchen glänzen!
Es ist der frommen Jugend hold,
Und reichet seiner Blüthe Gold,
Die Unschuld zu bekränzen.
Ach, wo nicht glänzt sein milder Strahl,
Da wird der Kindheit blühend Thal
Zu einer öden Heide.

Chor.

Das Blümlein ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterfreude. —

Am stillen Pfad der Kindheit blinkt
Ein Sternlein sanft hernieder,
Kein Wölkchen birgt sein Angesicht,
Es strahlt mit ewig jungem Licht,
Und kehret immer wieder.
Ach! wo nicht dieses Sternlein wacht,
Umhüllet Dunkelheit und Nacht
Der Kindheit lichte Wege. —

Chor.

Das Sternlein ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterpflege. —

Im stillen Glanz des Sternleins schwebt
Ein sanftes, lindes Säuseln;
Es macht des Säuglings Antlitz hell;
Er lächelt, gleich dem Silberquell,
Den leise Lüftchen kräuseln.

Ach! ohne dieses Säuseln schweigt
Sein Lallen, seiner Wang' entfleucht
Der junge Glanz der Rosen.

Chor.

Das Säuseln ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterkosen.

Am stillen Pfad der Kindheit tönt
Ein Laut voll Kraft und Milde.
So füllt des Lenzes sanftes Wehn
Mit Laub und Blumen Thal und Höhn,
Mit Aehren die Gefilde. —
Ach! ohne diesen milden Laut
Erstirbt, von dunkler Nacht umgraut,
Der Kindheit Blüth' und Aehre!

Chor.

Wir kennen wohl den süßen Laut,
Er heißet Mutterlehre. —

Als sie das Lied vollendet hatten, sah die Mutter in bescheidener Fröhlichkeit den Mann und die Kinder an. Die Kinder aber gingen zur Mutter und umarmten sie alle zugleich, so daß es rührend und lustig anzusehen war. — Der Vater aber sprach: Nun, ich sehe, ihr habt auch das Lied mit Andacht gesungen. Denn ihr lasset, so gut ihr vermöget, die That sogleich

auf die Empfindung folgen. Und so ist die Andacht rechter Art. —

Da sprachen die Kinder: Da wir nun alle das unsrige gethan haben, so ists auch billig, daß der Vater seinen Beitrag gebe. Nicht wahr, liebe Mutter?

Die Mutter antwortete: Ja, wohl nichts billiger als das! und die Kinder frohlockten um den Vater.

Ja, so muß ich wohl, sagte der Vater. Und weil ihr doch so andächtig von der Andacht geredet habt, so muß ich wohl billig in der nemlichen Weise fortfahren. —

O eine Geschichte! eine Geschichte! riefen die Kinder.

Darauf erzählte der Vater die

Geschichte von den Alphirten.

In dem Schweizerlande gibt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus, und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen, kräuterreichen Weiden, und rings umher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf, und lernen früh, sie klüglich regieren. —

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars Kinder, deren Eltern wohneten am Fuße des Gebirges, und hatten jeglicher eine kleine Heerde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnete ein wenig ferner; der pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem Gebirge. So zogen sie dann hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werkeltags auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge oder sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harreten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: Er wird wohl kommen! er weiß ja den Weg, wo er uns findet. Aber es ist Schade, daß er nicht bei uns ist, sagte Lienhard. Denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Aber ich habe auch noch etwas Besonderes vor.

Da fragte Wälty: Was ist denn das? Und Lienhard antwortete: Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen! — Da sprach Wälty: Wie mögen wir Knaben ein Kirchlein bauen? hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlet uns doch die Kraft und die Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten!

Ein frommes Werk darf man wohl thun! antwortete Lienhard. Und es soll kein Kirchlein

von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eines von Zweigen. Siehe drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit, und sprachen: Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein siehet! — Nun arbeiteten sie mit frischem Muth und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thal, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weissen Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne.

Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpgebirges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde, und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. — Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schaueten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde von ferne sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten. —

Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten. Da sagte Lienhard: Komm Wälty, jetzt ists auch unsre Zeit, ins Kirchlein zu gehn. Nun trieben sie

die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schaafen und Ziegen: Graset nur fein, und seyd stille! wir müssen ins Kirchlein gehen!

Als sie nun hereintraten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein, und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüftchen spielte in die Blätter des Kirchleins, also daß es leise säuselte; dazu tönete das Glöckchen aus der Ferne. — Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: Könnten wir auch ein Liedlein singen. Da sagte Lienhard: Wir wollen das Alpliedlein singen! das ist gut dazu. Darauf sangen die Knaben

Das Alpenlied.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,

Gewürzig, frei und rein.
Mags auch sein Odem seyn?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Glätschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Geißbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Schaaren weiß und schön
Die Schaaf' und Zieglein gehn
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut;
Der Geis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern bescheert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Als sie das Alpliedlein ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Heerden zurück, die am Abhang ruhig weideten. Als sie nun in das Thal herunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Heerde. Da riefen sie: Das ist Hannely's Heerde! Wir wollen hinunter, und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue.

Als sie nun unten kamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde weidete, und sie wunderten sich und fragten: Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: Er lieget im Bett und ist krank. Darum weid' ich die Schaafe, aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimath, denn die Mutter ist betrübt.

Da sprachen die Knaben einmüthig: Wir wollen die Schaafe hüten, als ob es unsre eigene wären, bis Hannely wieder wohl ist. —

Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und nun gingen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, und flochten ein Körblein aus Halmen, das fülleten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen, und die Heerden heimgeleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber.

Da freuete sich der kranke Hannely über die Maßen, und er aß von den Erdbeeren und genaß in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert! —

Und hier ist die Geschichte aus, die der Vater erzählte.

Die Unterredung.

An einem Sonntage besuchte der junge Edelmann, der nach einem langen Aufenthalte in der Fremde kürzlich auf sein Rittergut in der Nähe des Dorfs zurückgekehrt war, den Meier. Als sie nun allerlei redeten, bezeugte der Junker seine Verwunderung über die stille und fröhliche Weise der Sonntagsfeier im Dorfe. Ueberall begegnen mir fröhliche Gesichter, sagte er, und doch höret man kein Geräusch und siehet keine Anstalten zur Freude.

Der Meier antwortete: Wozu die Anstalten zur Freude, wenn sie einem von selbst begegnet? Der Sonntag ist ja ein Fest- und Freudentag. Und wahre Freude keimt und blühet im Stillen, so wie ein Rosenknöspchen sich heimlich entfaltet zwischen den Blättern und Dornen, die es erzogen und beschützt haben.

Mich wunderts, sagte der Junker, daß euch der Tag nicht lang dünket, da ihr der Arbeit gewohnt seyd.

Um desto süßer ist die Ruhe, antwortete der Meier. Wir stehen des Morgens auf mit dem Bewußtseyn, unsere Wochenarbeit wohl vollbracht und den Ruhetag verdient zu haben. Unsere Werke stehen um uns her, gleichsam in Sonntagskleidern. Das Haus ist reinlich, und was glänzen kann, glänzet. — Mit dem Frühstück beginnt dann die Feier des Tages und seine fröhliche Stimmung. Die Kinder gehen rothbäckig und lustig aus den Schlafkammern hervor wie die Morgenröthe; die Eltern wissen es, daß sie ihnen nun den ganzen Tag zugehören, der Vater kann sie mit Muße beschauen und mit ihnen reden und scherzen. Das Gesinde, wenn es sich zum Morgensegen und Frühstück versammelt, siehet es auch anders aus, denn sonst. — Es läßt sich nicht so sagen, aber ich mögte die Sonntagsfrühe wieder mit einer Rosenkospe vergleichen, wo schon zwischen den Kelch-Blättchen die rothe Blüthenfarbe hervorschimmert. —

Aber was gibts denn weiter nach dem Frühstück? fragte der Junker.

Statt der Antwort zeigte der Meier dem Junker sein Vieh in den Ställen, das Geflügel auf dem Hofe, die Scheunen, die Gärten dicht vor dem Hause, die Baumschule und den Spielplatz der Kinder. Hat man sechs Tage für diese gearbeitet, sagte er, so beschauet man sie

auch gerne am siebenten ohne den Schweiß des Angesichts. Und wenn Weib und Kind und Knecht und Magd mit zuschauen — ist das nicht auch eine festliche Stunde?

Wohl, sagte der Junker, auf dem Gehöfd des Meiers; aber die Armen —

Es gibt Arme in unserm Dorf, antwortete der Meier. Aber keine Armuth, der es am Nothwendigen und am Broderwerb gebräche, und welche der Mißmuth oder gar Verzweiflung begleitet. Solche Armuth kann es nicht geben in einem christlichen Dorfe. — Und wer sein Weniges in Genügsamkeit und Freude genießt, der ist nicht arm, sondern reich. — Kann nicht auch die kleine Hütte so gut reinlich und geschmückt seyn, wie der große Hof? Und der Bauernhof so gut, wie Ihr adeliches Schloß, Herr Junker? Gott hat den Armen neben dem Reichen geschaffen, damit sie sich gegenseitig das Leben verschönern durch Geben und Nehmen. Was hierin während der Arbeit versäumt und übersehen wurde, deß erinnert man sich am Sonntag, und suchet es gut zu machen. Wie könnte man auch, wenn man so vor seinen Scheuren und Ställen steht, Gottes und seiner Brüder vergessen? —

Der Junker war gerührt, und bat den Meier nach einem Weilchen, den fernern Verlauf des Sonntags zu erzählen. Dieser fuhr fort: Dann läutet es zur Kirche! Es ist uns eine freudige Einladung. Der herzerquickende Ge-

sang hebt den Staub der Arbeit vollends von der Brust. Der Pfarrer redet nicht in vielen eitlen Worten, sondern in Einfalt und Kraft, und nur zu dem Herzem. Man fühlt sich erquickt, gestärkt und erhoben. —

Und nach der Kirche? fragte der Junker. Der Meier erwiederte: Da gibt es herzliche Grüße und Handschläge guter Bekannten und ein fröhliches Mittagsmahl im Kreise der Verwandten und Freunde. Die Kinder umschlingen den Tisch, wie die Reben; es wird ein Gericht mehr aufgetragen; man sieht Blumen und Früchte auf der Tafel, und Dank und Liebe strahlt auf den Gesichtern.

Und die Knospe hat sich aufgethan und stehet in der Blüthe! sagte der Junker. Aber was blühet euch denn am Nachmittage?

Eine neue Freude, sagte der Meier, wozu uns wieder die Glocken einladen. Die Kinder des Dorfs stehen um den Altar, wie die Blüthenreiser. Der Pfarrherr und der Meister unter ihnen, als die treuen Gärtner. — Doch, Herr Junker, das werden Sie dann erst fassen, wenn Ihnen Gott einst Kinder bescheret. Ists doch eine Freude, seine jungen Bäume Blüthe und Frucht ansetzen zu sehen. — Wie viel mehr die Blüthenknospen der Menschlichkeit und der göttlichen Weisheit an eigenen Kindern zu schauen! —

Der Junker winkte freundlichen Beifall und der Meier fuhr fort: Und nun gehts wieder

heimwärts mit heiterm Sinn. Söhne und Töchter hüpfen um die frohen Eltern. Es wird ein fröhlicher Trunk genossen, und dann gehts hinaus ins Feld, die Herrlichkeit der Natur zu beschauen. —

Ich dächte, sagte der Junker, der Landmann hätte sich die Woche über so müde an ihr gearbeitet, daß er sie gern am Sonntag vergäße. —

Der Meier antwortete: Nicht doch, er hat sie um desto lieber. Denn die Arbeit ist ja für den kein Joch und keine Beschwerde, dem äussere und innere Kraft von Kindheit an in einfacher Weise gebildet wurde. Das häusliche Leben und unsere weise Schule gewährt unserer Jugend diese doppelte Wohlthat. So sehen wir mit Freuden die Früchte unserer Kraft auf unsern Feldern, und werden uns unserer Menschenwürde bewußt.

Aber, Herr Junker, und das ist die Hauptsache — es erstarkt mit der Kraft unserer Jugend zugleich in ihrem Herzen der einfache Glaube an einen himmlischen Vater, ohne welchen die Natur nichts ist. Durch ihn aber wird sie ein Heiligthum und Tempel Gottes. Und der Mensch, durch diesen Glauben gebildet, erwächst wie ein Baum, der, zum Himmel aufstrebend, den müden Pilger durch seine Frucht und Schatten labet und die Erde verschönert.

Ich brauche wohl nicht den Schluß des Sonntags zu erzählen, sagte der Meier, und Ihnen

beweisen, daß auch ohne Brummbaß und Geige selbst die Winterabende uns nicht lang fallen. Kommen Sie an unsern Heerd, und Sie sollen hören, daß wir die Musik an uns selber haben.

Der Junker drückte dem Meier die Hand, und sie schieden freundlich von einander. —

Die Schule.

Nichts im Dorfe war lustiger anzusehen, als wie die Kinder zur Schule gingen. Es war auch wie ein Kirchgang. In kleinen Truppen und Reihen kamen sie aus den Feldwegen und Pfädchen, und fröhliche Lieder verkündeten von ferne das Wandeln der Kinder. Aber die Schule war wie ein Kirchlein. Geräumig und hell stand sie auf einer kleinen Anhöhe von Bäumen rings umschattet. Die Fenster glänzten, und inwendig war alles so reinlich und nett, daß es einen anlachte. Darum schämten sich auch die Kinder, schmutzig und unrein zu erscheinen, und auch die ärmsten hatten doch ein ordentliches Aussehen. So lernten die Kinder auch in der Schule, was Reinlichkeit und Ordnung sey, und brachten es mit in ihre Häuser und Hütten, so daß diese hierin die Schule nachbildeten, und so klein sie waren, doch in Ordnung und sau-

derem Wesen einem Kirchlein ähnlich sahen. — Mit freundlichem Gruß und Gegengruß empfingen sich Schüler und Lehrer untereinander, und es wuchs ihnen täglich die innere Kraft des Geistes und Gemüthes. So wurden die Herzen der Kinder hier gebildet zu reinen und starken Gefäßen, das Bessere aufzunehmen und festzuhalten; und ihre Augen wurden ihnen klar, daß sie die Menschen und die Aecker und Felder mit richtigem Blick anschauten, und überall Gott und das Göttliche erkannten. —

Dazu schärfte der treue Meister ihre Sinne, und machte ihr Herz empfänglich für die edleren sinnlichen Freuden. Darum lehrete er sie die Herrlichkeit der Natur im Großen und Kleinen erkennen, und bildete sie zum fröhlichen Gesang. — So lud er sie zuweilen auch am Sonntag in die Schule, und führete sie hinaus, daß sie auch die Natur als einen Tempel Gottes erkennen möchten.

Eines Sonntags im Frühling hatte er die ältesten Kinder eingeladen, um sich gemeinsam des Feiertages und Frühlings zu freuen, und die aufgehende Sonne zu schauen. Sie waren alle zu rechter Zeit in der Schule versammelt. Der Lehrer sprach ein Morgengebet, und nun wanderten sie auf den Hügel. Da sangen sie das Lied, das sie die Woche gelernt hatten:

Sonntagsmorgenlied im Frühling.

O seht, auf leisen Flügeln
Des Frühroths, von den Hügeln
Kommt unser Feiertag ins Thal!
Wir wandeln ihm entgegen;
Er bringt uns Freud' und Segen,
Und Laub und Blumen ohne Zahl.

Es schmücken sich die Auen,
Sein Angesicht zu schauen;
Ihn grüßt der Nachtigallen Chor.
Die Lerch' am Himmel schwebet,
Und duftender erhebet
Die Blume selbst ihr Haupt empor.

Wir aber stehn und loben
Den guten Vater droben;
Er ruft den Lenz, er schmückt die Flur!
Ist nicht die weite Erde
Ein Lamm von seiner Heerde?
Er leitet sie an seiner Schnur.

Die Stern' in hohen Räumen,
Die Blüthen auf den Bäumen
Sind alle seine Kinderschaar!
Er schaut mit Wohlgefallen
Hinab, und reichet allen
Die vollen Vaterhände dar.

Drum laßt uns hier im Freien
Ihm unsre Freude weihen!
Auch hier ist Gottes Heiligthum!
Ihn preisen Laub und Blüthe.
Verkünde seine Güte
Mein Herz, lobsinge seinem Ruhm!

So weckte der treue Lehrer in den Herzen der Kinder die Freude an der Natur, und heiligte sie durch Gesang und Andacht. So feierte er auch mit ihnen die heiligen Feste, im Winter des Abends bei brennenden Lichtern, und in schöner Jahreszeit in der freien Natur, und lehrte sie Gott, seine Schöpfung und das häusliche Leben werth achten und lieben. Zwar alles in Einfalt, aber so vereinte sich mit der innern Kraft die Anmuth und der fröhliche Sinn.

Der Sonntagabend.

Es war ein schöner stiller Sonntagabend im Sommer. Die Bewohner des Dörfleins saßen fast alle an den Thüren, und freuten sich der kühlen heitern Luft, und des fröhlich vollendeten Tages. Auch der alte treue Paul hatte sich unter dem Birnbaum gelagert, und ein Häuflein Kinder war um ihn versammelt. Die Sonne neigete sich. Da baten die Kinder Paul um ein Liedchen. Da sang er mit den Kindern:

Die untergehende Sonne.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise.
Sie zeuget still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth!

Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Glück und Seegen,
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter!
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum wallet frohes Muthes
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf,
Und steht frohlockend wieder auf!

Der Abendgesang lockte den Meier und seine Frau, so auch einige Nachbaren mit ihren Kindern unter den Birnbaum vor der Thür des Hauses. Die Sonne wollte eben untergehen. — Sie blicket jetzt die Erde an, sagte Paul, wie das Auge einer Mutter den Säugling anlächelt, wenn sie ihn in die Wiege gelegt hat, und nun die Decke über ihn ausbreitet. —

Es stehet ihr wohl an! sagte der Meier. Hat sie uns doch wieder einen schönen Tag gebracht. — Der ja auch ihren Namen führt! — setzte Paul hinzu.

Sie ist fürwahr ein Wunderwerk des Höchsten, fuhr der fromme Hausvater fort, — und ein Bild seiner Vaterliebe! Nach einem Weilchen setzte er hinzu: Aber bei all ihrem Glanz stehet doch der Mensch höher, als sie. —

Bei diesen Worten sah Wilhelm den Vater bedenklich an, und eine Frage schwebte auf seinen Lippen.

Der Vater verstand seine Gedanken von ferne, und sprach: Meinest du nicht, Wilhelm? — Was dünket dir edler, der Pflug, der die Erde durchwühlt, oder das Roß, welches ihn zieht?

Gewiß das Pferd — antwortete der Knabe — es hat Leben und Empfindung.

Der Vater: Und nun weiter, das Pferd oder der Ackersmann, der den Pflug und das Pferd lenket?

Wilhelm: Gewiß der Ackersmann ist edler. Denn der ist ein Mensch. —

Vater: Das Pferd ist doch so nützlich, und wir vermöchten schwerlich den Pflug zu ziehen und den Acker ohne seine Kraft zu bauen. —

Wilhelm: Aber es weiß doch nicht, warum es den Pflug ziehet. —

Vater: Weiß denn die Sonne, warum sie leuchtet? — Gehet sie nicht auch im Joche, wie ein Roß? — Kann sie ihr Antlitz erheben zu dem, der sie wunderbar gebildet hat, und zu ihm sagen: Mein Vater!

Alle schwiegen und blickten mit eigener Empfindung in die sinkende Sonne. Jedes Antlitz strahlte im Glanz der Abendröthe.

Sie wandelt schon Jahrtausende, fuhr der ernste Vater fort, ihre herrliche Bahn; und der Mensch blühet und fällt ab. — Aber es wird auch ihr ein Abend kommt, wo sie untergehen und nicht wieder erwachen wird. — Der Mensch ist unsterblich! „Er wird gesäet verweslich, aber er wird auferstehen unverweslich!" —

Wir haben auch heute den Tag der Auferstehung, den Siegestag der Würde des Menschen und seines unvergänglichen Wesens, gefeiert! fuhr der Vater fort. — Auch Er, der Heilige, neigte sein Haupt und verschied. Die Sonne verhüllte ihr Angesicht. — Die Liebe, der Glaube und die Hoffnung standen in dunkler Nacht und weinten. — Aber ein himmlisches Morgenroth umstrahlte die stille Felsgruft. Die Bande des Todes waren gelößt. — Er war erstanden. —

So in ernster Weise redete der Hausvater beim Untergang der Sonne. Als er schwieg, sangen alle einstimmig folgendes Lied:

Mag auch die Liebe weinen!
Es kömmt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenstern
Nach dunkler Nacht erscheinen!

Mag auch der Glaube zagen!
Ein Tag des Lichtes naht.
Zur Heimath führt sein Pfad.
Aus Dämmrung muß es tagen!

Mag Hoffnung auch erschrecken!
Mag jauchzen Grab und Tod!
Es muß ein Morgenroth
Die Schlummernden einst wecken!

Unterdeß war die Sonne untergegangen. Der Abendstern glänzte am Himmel. Die Dämmerung lag auf den Hügeln und Thälern. Es war so stille, wie in einem Kämmerlein. Man hörte das Murmeln eines Wasserfalls von ferne. Die Gesellschaft saß schweigend und hörte. Da erscholl die Abendglocke aus dem Dorf. Der Meier erhob sich und ging in seine Wohnung. Ihm folgten die andern.

Von demselben Verfasser sind bei dem Verleger dieses erschienen:

Krummacher, F. A., des Festbüchleins zweites Bändchen, oder das Christfest. Zweite Aufl. 1814. auf Schreibpapier 16 Ggr. auf Druckpapier 12 Ggr.

— — des Festbüchleins drittes Bändchen, oder das Neujahrsfest. 1818. auf feinem Papier broch. 1 Rthlr 8. ggr. auf Druckpapier 1 Rthlr.

— — Apologen und Paramythien 1 Rthlr 4 Ggr.

— — Bibelkatechismus, das ist, kurzer und deutlicher Unterricht von dem Inhalt der heiligen Schrift. Zum Besten der christlichen Jugend verfasset. Fünfte verbesserte Auflage. 1818. 6 Ggr.

— — Bildniß, gestochen von Prof. Thelott. 8 Ggr.

— — der Eroberer, eine Verwandlung. 1814. 4 Ggr.

— — Hymnus an die Liebe. 10 Ggr.

— — die Kinderwelt, ein Gedicht in 4 Gesängen. Neu bearbeitete Ausgabe 1813. 1 Rthlr. 4 Ggr.

— — Parabeln. 3 Bändchen. 3 Rhlr.

— — das Wörtlein Und, eine Geburtstagsfeier. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Harder, A., Gesänge und Lieder aus dem Sonntage und Christfeste von Krummacher, ein-, zwei-, drei- und vierstimmig mit Klavier- und Pianoforte-Begleitung in Musik gesetzt. 2 Bändchen. 1 Rth. 12 Ggr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krummacher, Friedrich Adolf,

Festbüchlein eine Schrift für das Volk

Bd.: 1

Duisburg & Essen 1819

Asc. 2681 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10264123-0